

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, November 1925

Heft 8

Union-Stahliemenscheiben

Von Ing. Richard Kotter, Betriebsvorsteher der Abteilung Kleinbau der Dortmunder Union

II. Teil

Umfangreiche Erhebungen und Rückfragen in den verschiedensten Verbraucherkreisen haben besonders die leichte Montage und Unzerbrechlichkeit als unbestreitbaren Vorzug hervorgehoben. Die Gewichtsersparnis gegenüber Guß beträgt bis zu 70 %, welcher Umstand die große Beliebtheit bei der Montage erklärlich macht. Auch muß beachtet werden, daß die abgerundeten Ranten der Scheiben den Riemen beim Auflegen ungemein schonen.

Schon aus den früheren Betrachtungen waren zwei grundsätzlich verschiedene Ausführungsformen ersichtlich, und zwar für Transmissionen zweiteilig und für Maschinen, Vorgelege und fliegende Antriebe usw. ungeteilte Scheiben. Allerdings können beide Arten als Voll- und Leerlaufscheibe ebenfalls verwendet werden. Auch diese Konstruktionen sind in vielhundertfacher Ausführung gründlich erprobt und haben sich aufs beste bewährt.

Über die Herstellung und den Aufbau der Scheibe mögen nachstehende Ausführungen mit Skizzen ein ungefähres Bild verschaffen.

Geteilte Scheiben.

In den Abb. 1 bis 5 sind die Preßteile des Scheibensternes dargestellt. Sie werden mittels elektrischer Punktschweißung zunächst zu Viertelsternen (siehe Abb. 6) vereinigt, um dann weiter, wie Abb. 7 zeigt, aus zwei Hälften einen vollständigen Stern zu bilden. Man ersieht, daß die Preßform der Nabe sich innig um die Arme schmiegt, wodurch die Übertragungsfähigkeit der Schweißpunkte wesentlich unterstützt wird. In Abb. 8 ist schon der Stern mit aufgeschweißten Rosetten versehen, um welche nur noch der Kranz (Abb. 9) gelegt und verschweißt zu werden braucht. Die Form der Rosetten (Abb. 3 und 4) ist für die verschiedenen Breiten in zwei Ausführungsarten vorhanden. Für Breiten von 170 mm und mehr unterstützt die kreisförmige Rosette (Abb. 3) mit eingepreßten Verstärkungsrippen den Kranz und macht ihn entsprechend der höheren Beanspruchung bei größeren Breiten widerstandsfähiger.

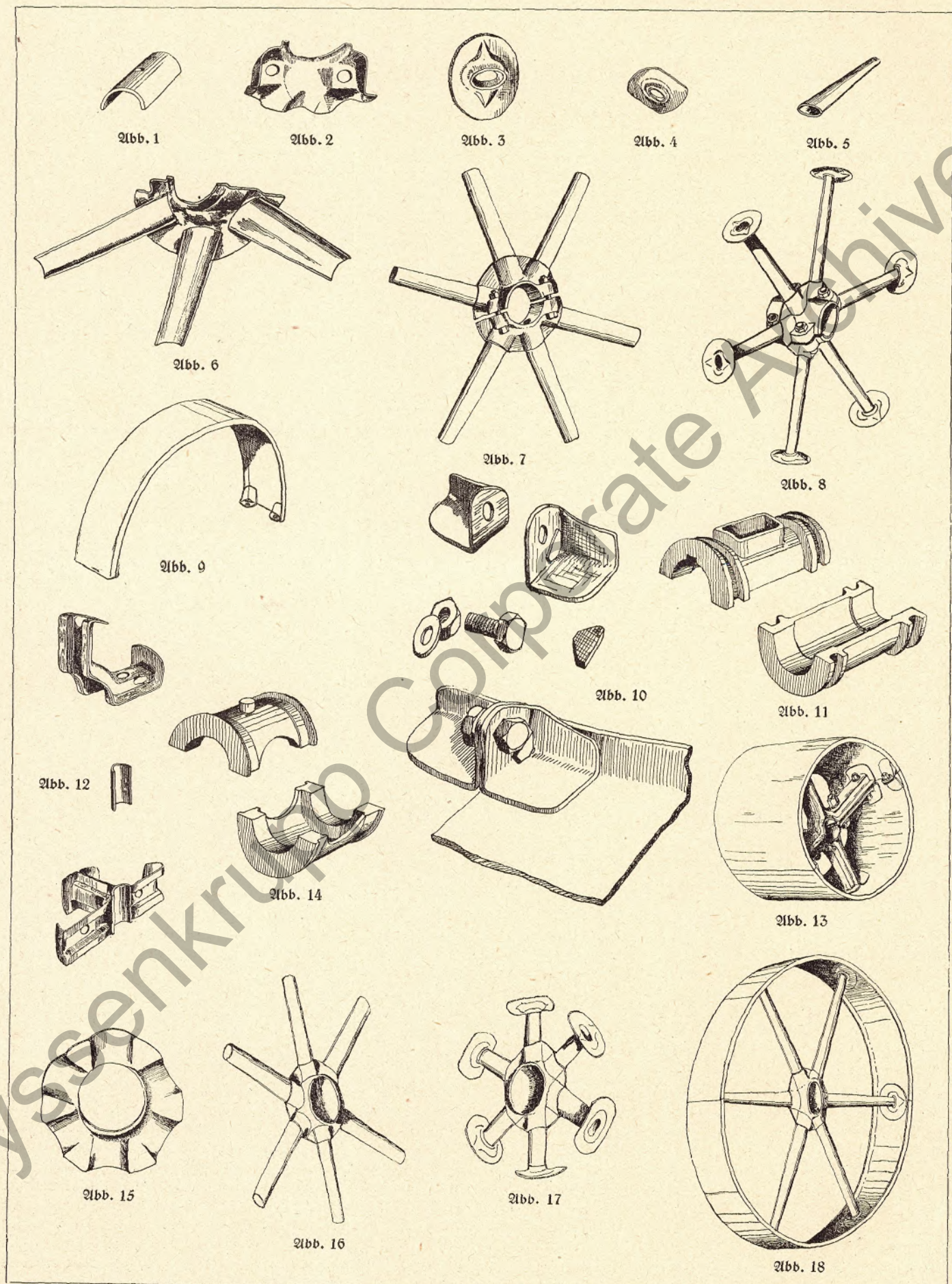
Die Kranzverbindung an der Teilfuge ist in Abb. 10 wiedergegeben. Die Lasche besteht aus drei senkrecht zueinander stehenden Ebenen. Davon dient die eine mit Loch zur Aufnahme der Kranzverbindungsschrauben. Ein kleines aufgeschweißtes Plättchen, gegen das sich der Schraubenkopf legt, sichert bei der Montage die Schraube gegen Verdrehen. Die Zuhilfenahme eines zweiten

Schlüssels wird dadurch überflüssig. Die beiden anderen Schenkel werden am Kranz einerseits und andererseits am umgebördelten Rand mittels Punkten verschweißt. Diese erst seit zwei Jahren gefundene Art der Konstruktion und Befestigung der Laschen, die sich auch zu vierfachen Mittel-laschen aus demselben Preßstück kombinieren läßt, hat sich ganz ausgezeichnet bewährt. Um auch an der Umbördelung zuverlässige Schweißungen mit dem entsprechenden Laschenstück und das größtmögliche Widerstandsmoment des Kranzes bei geringster Blechdicke zu erreichen, wurde die Bördelhöhe bis zu 25 mm Innenmaß gesteigert. Diese große Bördelhöhe ist nur erreichbar durch sorgfältigste Auswahl der Blechqualität, wie überhaupt die Haltbarkeit der Punktschweißung von der Güte des verarbeiteten Materials in hohem Maße abhängig ist.

Unsere im ersten Teil wiedergegebenen Versuchsergebnisse haben bestätigt, daß bei Verwendung geeigneten Materials auch an die Schweißpunkte hohe Festigkeitsansprüche gestellt werden können. Es trifft dies ganz besonders bei der Kranzverbindung zu. Ein Blick auf die Diagramme der Formveränderungsprüfung zeigt den großen Einfluß der Fliehkraft an den Kranzverbindungsstellen. Nur durch die starke und zuverlässige Kranzverbindung wurde es erreicht, daß selbst bei hohen Umfangsgeschwindigkeiten nur elastische Formveränderungen eintreten.

Sofort nach Vollendung aller Fabrikationsgänge wird die Scheibe nach sorgfältiger Überprüfung auf Genauigkeit der Ausführung, Zuverlässigkeit der Schweißungen usw. der Verwendung übergeben bzw. dem Fabriklager zugeführt. Ein Ausgleich für die gewünschte Bohrung muß noch geschaffen werden durch Einlegen einer Einlegebüchse in die Grundbohrung der Scheibe, z. B. nach Abb. 11. Hier ist ein Büchsentyp aus Gußeisen für eine schwere Scheibe gezeigt, welche mit Keil befestigt werden soll. Der vorspringende viereckige Ansatz greift in eine passende Ausparung, die sich in der festen Nabenbüchse befindet und die ganze Konstruktion gegen Rutschen sichert.

Die neueste Ausführungsart der zweiteiligen Scheibe in den kleineren Abmessungen zeigen die Preßteile Abb. 12 und die fertige Scheibe Abb. 13. Eine Klemmbüchse dieser Ausführungsform, ebenfalls aus Gußeisen, ist in Abb. 14 wiedergegeben. Wenn der Wellendurchmesser gleich der Grundbohrung der Scheibe ist, wird die Büchse natürlich erspart. Beim Ausgleich bis zu 15 mm werden Büchsen aus kalt gewalzten Streifen benutzt.



Ungeteilte Scheiben.

Bei den ungeteilten Scheiben fallen die Schraubenverbindungen der zweiteiligen Scheiben sowohl an Nabe als auch am Kranz vollständig fort. Da diese Scheibe sozusagen aus einem Stück besteht, ist sie unter sonst gleichen Bedingungen den zweiteiligen Scheiben noch erheblich überlegen, wie die Diagramme der Formveränderungs- und Explosionsversuche nachgewiesen haben. Die Beschaffenheit der Einzelteile und deren Vereinigung zur fertigen Scheibe ist aus den Abb. 15, 16, 17 und 18 ersichtlich. Der Hergang bei der Fabrikation ist wie bei den zweiteiligen Scheiben, allerdings können die Büchsen zum Ausgleich der verschiedenen Bohrungen nicht wie bei den letzterwähnten durch Einlegen oder Festklemmen hineingebracht, sondern müssen jeweils eingeschweißt werden, sobald das gewünschte Bohrungsmaß bekannt ist. Diese Ausgleichbüchsen sind aus Flußeisenguß hergestellt, dessen Zusammensetzung — soweit es die Herstellung ermöglicht — dem verwendeten Blechmaterial möglichst nahe kommt. Eingehende Studien haben wohl eine brauchbare Schweißverbindung zwischen gußeiserner Ausgleichbüchse und der

flußeisernen Nabe ergeben, jedoch gewährleistete die Sprödigkeit der Schweißstelle zwischen Blech und Gußeisen nicht eine genügend erscheinende Sicherheit. Dieser sicheren Schweißverbindung wegen ist die flußeiserne Nabe für ungeteilte Festscheiben grundsätzlich zur Verwendung gekommen, und die Verbindungsschweißung, mit Lichtbogen durchgeführt, hat sich gegenüber allen Ansprüchen als zuverlässig und ausreichend erwiesen.

Die Union-Stahlriemenscheibe ist heute schon in den weitesten Kreisen bekannt, und ihre Vorzüge verschaffen ihr täglich neue Freunde, trotz schärfsten Wettbewerbs mit der gußeisernen und Holzriemenscheibenkonkurrenz. In jede Scheibe sind das Fabrikzeichen, der Typ und die laufende Fabrikationsnummer eingeschlagen. Heute finden Käufer schon Nummern von 75 000 und mehr, was als Beweis dafür anzusehen ist, daß schon viele Zehntausende unter allen erdenklichen Verhältnissen bei bester Bewährung in den verschiedensten Betrieben laufen. Der Zeitpunkt der Herstellung der hunderttausendsten Scheibe ist nur eine Frage der weiteren Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse.

Die Braunkohle

Ihre Entstehung, Gewinnung und Verwertung

Von Dipl.-Ing. G. Hoffmann, Mülhel, Bezirk Halle

II.

Ist eine entsprechende Kohlenfläche freigelegt, so beginnt man mit dem Abbau. Hierbei spielt die Entwässerung der Kohle eine bedeutende Rolle. Die Braunkohle, die in ihrem natürlichen Zustande 55 % Wasser enthält, neigt in ihrer mulmigen bzw. feinkörnigen Beschaffenheit stark zum Aufquellen. Es muß ihr infolgedessen erst das Wasser bis zu einem bestimmten Grade entzogen werden, um sie standfest zu machen. In der Hauptsache geschieht die Entwässerung durch Auffahren von Strecken. Beim Tiefbau besorgen diese Arbeit die Vorrichtungstrecken mit. Man teuft einen Schacht möglichst bis in eine feste knorpelige Kohlenschicht und fährt von dessen Sohle aus nach den einzelnen Richtungen, in der die Kohle abgebaut werden soll, Strecken auf. Die aus der Kohle tretenden Wasser werden in einer Rösche in der Sohle der Strecke, die mit Holz abgedichtet ist, um ein Eindringen nach der Tiefe zu vermeiden, dem Schacht zugeführt. Der Schacht ist noch um 1 bis 2 Meter unter die Streckensohle vertieft. Dieser Raum (Sumpf) dient zur Aufnahme der Wasser, die sich hier von den mitgerissenen Kohleteilchen etwas klären sollen. Von hier aus werden die Wassermengen durch Pumpen zutage gehoben und einer Kläranlage zugeführt. Dies ist nach dem Wassergesetz erforderlich, um eine Verschlammung der Bäche und Flüsse zu vermeiden. Außer den Entwässerungstrecken kann man noch eine Wasserentziehung durch Stoßen von Bohrlöchern, die verrohrt werden müssen, oder Teufen von kleinen Schächten bis zum Liegenden der Kohle erreichen. Eine ausreichende Wasserhaltung, besonders die Schaffung von Reservepumpen, ist für die Erhaltung der Bergbaue unbedingt erforderlich. Gerade in Tagebaubetrieben, die mit ihren meist großen freien Flächen ein Sammelbecken für Regenwasser bilden, ist dies erste Lebensbedingung.

Entgegen der Schachtförderung beim Tiefbau erfolgt beim Tagebau der Abtransport der Kohle meist durch

schiefe Ebenen. Die schiefe Ebene wird je nach der Höhenlage der Anlage (bedingt durch das Deckgebirge) bis zu einer Steigung von 1 : 6 hergestellt. Die Förderwagen (Inhalt 6 bis 11 Hektoliter je nach System und Leistungsfähigkeit des Werkes) werden durch eine endlose Kette fortbewegt, die sich mit ihren Gliedern in einen oder zwei am Oberteil angebrachte „Mitnehmer“ legt. Der Antrieb erfolgt fast ausschließlich mittels eines Elektromotors. Nach der Bauart und Wirkungsweise unterscheidet man zwei Arten von Antrieben. Bei der sogenannten Greiferscheibe wird die Fortbewegung der Kette dadurch bewirkt, daß sich die einzelnen Glieder in die, ihrer Länge nach verstellbaren Greifer hineinlegen und so fortgezogen werden. Beim Umschlingungsantrieb läuft die Kette über zwei gleichgroße Scheiben, die mit einem Holzfutter versehen sind, und wird durch die erzielte Reibung mitgenommen. Um einen Ausgleich infolge der schwankenden Belastung der Kette bzw. der Dehnung der Glieder zu haben, führt die Kette noch über eine beweglich angeordnete Scheibe, die mit einem Spanngewicht in Verbindung steht. Genau wie beim Abraumbetrieb wählt man auch bei der Kohlengewinnung einen Schwenkpunkt als zentrale Stelle, von der aus der Aufschluß und die Abförderung der Massen erfolgen.

Die Gewinnung der Kohle geschieht entweder von Hand oder mittels Maschinen. Der Handbetrieb ist in den letzten Jahren stark zurückgedrängt worden, indem man mehr und mehr darauf hin gearbeitet hat, die teure Menschenkraft durch leistungsfähige Maschinen zu ersetzen. Handgewinnung kommt in der Hauptsache nur dort in Frage, wo man es mit unreinen Kohlenflözen (Einlagerungen von Sand und Ton) zu tun hat, da das Aushalten dieser Zwischenmittel den maschinellen Betrieb unrentabel machen würde. Auch zur Wegnahme von Kohlenpfählern, die an den Grenzen durch den Baggerbetrieb stehen geblieben sind, findet der Handbetrieb An-

wendung. Um den Handbetrieb nun möglichst leistungsfähig zu machen und dadurch billiger zu gestalten, ist es erforderlich, die anstrengende Schipparbeit nach Möglichkeit zu vermeiden. Man gewinnt die Kohle deshalb in sogenannten Schurren. Hierbei unterscheidet man wieder zwei Arten, die Trichterschurre und die Schlißschurre. Bei den Trichterschurren treibt man in den senkrechten Kohlenstoß eine kurze Strecke und stößt ein Bohrloch

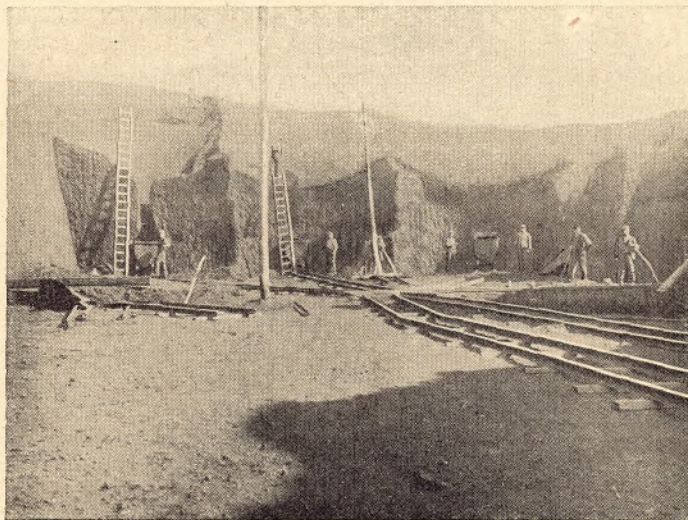


Abb. 6. Drei nebeneinander liegende Schlißschurren, die von rechts nach links den Gang der Arbeit kennzeichnen

senkrecht nach oben. Das Bohrloch wird am oberen Ende trichterförmig erweitert und an seinem unteren Ende mit einem Schieber versehen. Die von unten herabgehackte Kohle schurrt von selbst auf den Trichterwänden hinunter und kann dann durch Öffnen des Schiebers in daruntergeschobene Förderwagen abgezogen werden. Diese Schurren haben den Vorteil, daß die haddenden Arbeiter nicht auf das Abziehen zu warten brauchen, da ein gewisser Sammelbehälter vorhanden ist. Durch das erforderliche Auffahren von Strecken wendet man die Trichterschurre aber nur bei größerer Flözmächtigkeit an. Bei Kohlenflözen von 6 bis 8 Meter hingegen baut man mit Schlißschurren (Abb. 6) ab. Hierbei wird unten in die Kohle eine Art Kammer ausgehakt, in der gerade der Förderwagen hineingeschoben werden kann. Am vorderen Ende der Kammer wird dann senkrecht nach oben ein schmaler Schliß hochgehackt, der ebenfalls oben erweitert wird. Die Schurre hat das Aussehen eines in der Längsrichtung halbierten Trichters. Damit die losgehackte Kohle nicht aus dem Schliß heraus und über den Wagen hinwegspringt, wird vorn ein Holzversschlag angebracht. Die Wände müssen immer so steile Neigung haben, daß die Kohle von selbst rutscht. Die stehenbleibenden Ränder und der untere Teil müssen durch Schipparbeit nachgenommen werden.

Bei der maschinellen Kohlegewinnung finden im allgemeinen dieselben Bagger Verwendung wie beim Abraumbetrieb. Der Antrieb geschieht aber lediglich durch Elektrizität, um Feuergefahr durch Funkenflug zu vermeiden. Je nach der Mächtigkeit des Flözes erfolgt der Abbau in mehreren Sohlen. Die Festlegung der Horizonte ist vor Beginn des Abbaues unbedingt erforderlich zwecks Beschaffung der Geräte. Bei welliger Ablagerung wird man die Arbeitsfläche für die Bagger mitten in das Kohlenflöz hineinlegen und die über ihr anstehende Kohle durch einen Löffel- oder Hochbagger, die unter ihr

anstehende durch einen Eimerkettentiefbagger gewinnen. Die Konstruktion dieser Bagger ist im Prinzip die gleiche wie bereits beim Abraumbetrieb beschrieben. Hat man besonders hohe Kohlenstöcke, so werden die an der umlaufenden Kette befestigten Eimer beim Hochbagger durch leichte Eisenzähne ersetzt, die die Kohle losreißen. Die gelöste Kohle rieselt dabei am Kohlenstoß herunter zur Sohle und wird von hier aus durch leichte Eimer, dem Auflader, wie beim Eimerkettentiefbagger dem Innern des Baggers zugeführt. Diese Bagger bezeichnet man als Schrämkettenbagger (Abb. 7). Mit ihnen können Kohlenstöcke bis 30 Meter Höhe gewonnen werden. Im Gegensatz zu den Eimerkettentiefbaggern des Abraumbetriebes haben die Kohlenbagger einen besonderen Füllrumpf, aus dem die Kohle in die Förderwagen abgezogen wird. Dieser ist nötig, da die Förderwagen gegenüber den Abraumwagen, wie erwähnt, ein geringes Fassungsvermögen haben und der Betrieb sonst keinen regelmäßigen Verlauf nehmen würde. Beim Löffelbagger versieht diesen Dienst ein besonderer Trichterwagen, in dem der Löffel entleert wird und unter dem die Förderwagen hindurchgeführt werden¹. In den letzten Jahren ist man in Betrieben, die auf Massenförderung eingestellt sind, dazu übergegangen, an Stelle der Kettenbahnen die Kohlenförderung in Zügen mit Großraumwagen zu bewerkstelligen. Man benutzt hierzu Selbstentlader in der Größe der Eisenbahnwagen, die unmittelbar vom Bagger beladen werden. Diese Wagen werden mittels starker elektrischer Lokomotiven auf einer sehr flachen Rampe nach dem Kohlenbunker gefahren.

Die großen freigelegten Kohlenflächen der Tagesbaue bilden eine stete Gefahr für entstehende Brände. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, besonders in der heißen Jahreszeit, wo die Oberfläche ausgetrocknet ist, die Kohle feucht zu halten. Man erreicht dies am besten dadurch, daß man ein Rohrleitungsnetz legt, das als Ringleitung ausgebildet ist und von der Wasserhaltung gespeist wird. Von der Hauptleitung zweigen in Entfernung von etwa

¹ Die beiden Abbildungen 8 und 9 zeigen einen 3-cbm-Löffelbagger beim Lostrafen der Kohle und der Entleerung des Löffels in den Trichterwagen.

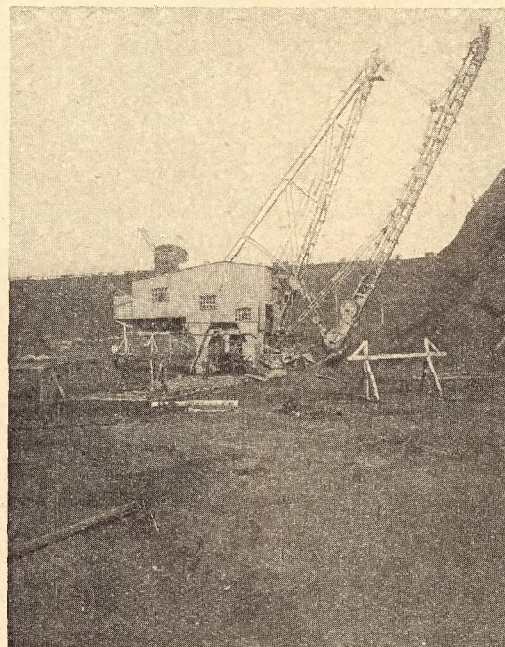


Abb. 7. Schrämkettenbagger, Bauart Lübed

30 zu 30 Meter rechtwinklig zu ihr schwache Leitungen ab, die mit Düsen versehen sind; außerdem sind noch an der Hauptleitung Anschlüsse für Schlauchleitungen vorzusehen.

Um sich zu vergegenwärtigen, welche Kohlenmenge aus einem Tagebau gefördert werden kann, sei noch ein kleines Beispiel angeführt. Die tägliche Förderung eines großen Tagebaues reicht für den Betrieb von einer Brikettfabrik von 30 Pressen aus. Eine Presse von 60 T. Tagesleistung verbraucht mit Feuerkohle rd. 200 T. Rohkohle täglich. Das ergibt für 30 Pressen 6000 T. Kohle. Da 1 Kubikmeter anstehender Kohle rd. 1 T. wiegt, so müssen täglich 6000 Kubikmeter gefördert werden. Bei 20 Meter Kohlenmächtigkeit müssen täglich 300 Quadratmeter abgebaut werden, was einer Fläche von einem Morgen in acht Tagen entspricht.

3. Verwertung.

Bei der Handgewinnung und besonders im Tiefbau ist es möglich, die gewonnene Kohle entsprechend ihrer Verwendung besonders auszuhalten. Bei der sich immer mehr verbreitenden maschinellen Kohlengewinnung ist dies jedoch nicht möglich. Hier muß die Kohle nach ihrer Abförderung aus dem Tagebau besonders aufbereitet werden. Hierbei werden zunächst die größeren Knorpel — Stückkohle — durch große Siebwerke ausgeschieden und für sich verkauft; die abgeseibte Feinkohle findet Verwendung in der Naßpreßstein- und Briketterzeugung. Die teerhaltige Kohle, die besonders im Zeitz-Weißensfelder Revier vorkommt, wird in der Schwelerei und die bitumenreiche (Oberröhligen) in der Montanwachsfabrik verarbeitet. Naße sowie durch Sand und Ton verunreinigte Kohle, die sich zu keiner weiteren Verarbeitung eignet, muß in den Kesselhäusern des eigenen Betriebes verbraucht werden. Im Laufe der letzten Jahre sind durch die chemische Industrie und die Großkraftwerke dem Braunkohlenbergbau Großabnehmer entstanden. Die gesamte Förderung geht in diesem Falle ohne Sortierung nach dem Kohlenbunker und wird von hier in Eisenbahnwagen abgezogen und seiner Verwendung zugeführt. Die Kohle dient lediglich zur Feuerung als Kesselkohle zwecks Dampferzeugung. Mit der Schaffung von Großkraftwerken inmitten der Braunkohlenfelder ist eine Frage von unendlich großer Bedeutung gelöst worden. Es erübrigt sich auf diese Weise, die Kohle unter hohen Frachtkosten den einzelnen Kleinverbrauchern zuzuführen. So erhebt sich inmitten der mitteldeutschen

Braunkohlenlager, in Bschornewitz, das größte Dampfkraft-Elektrizitätswerk der Welt, das bestimmt ist, nicht nur Berlin, sondern auch eine ganze Anzahl bedeutender Industrieunternehmen mit Strom zu versorgen. Die Kohle wird hier dem Kesselhause durch Kettenbahnen direkt zugeführt. Neun gewaltige Schornsteine von je 120 Meter Höhe überragen das Gebäude, in dessen Kesseln täglich sechs Millionen Kilogramm Kohle ver-



Abb. 9. Löffelbagger beim Entleeren in den Trichterwagen

feuert werden können. Die Anlage ist für eine Erzeugung von 900 Millionen Kilowatt vorgesehen.

Von seiten der chemischen Industrie sei hier noch das Ammoniakwerk Merseburg erwähnt, das auch seine Entsehung an dieser Stelle den Kohlenlagern des Geiseltales verdankt. Das Leuna-Werk verbraucht täglich 10 000 t Rohkohle in den Kesselhäusern, die ihm auf eigenen Privatananschlußbahnen zugeführt werden.

Derartige Anlagen sind jedoch noch selten, und die Aufbereitung der Braunkohle überwiegt. Die mittels Kettenbahnen geförderte Kohle muß zunächst aus den Förderwagen entfernt werden. Hierzu bedient man sich fast ausschließlich der Kreiselwipper. Die Kreiselwipper haben gegenüber den früheren üblichen Entleerungsarten den großen Vorteil, daß die Entleerung seitlich durch eine volle Umdrehung erfolgt, also keinerlei Klappen am Wagen erforderlich sind. Da die Bewegung gleichmäßig und ohne Stöße vor sich geht, werden auch die Wagen geschont. Der Kreiselwipper besteht aus Flacheisenringen, die auf Rollen verlagert sind. In diese Ringe wird der Förderwagen hineingefahren und oben oder unten durch Winkelleisen festgehalten. Die Rollen werden maschinell in Bewegung gesetzt. Durch einen Hebel wird der Wipper ausgelöst, der Wagen entleert sich seines Inhalts, und der Wipper bleibt nach der Umdrehung selbsttätig stehen. Für große Leistungen verwendet man Doppelwipper für je zwei Förderwagen, bei denen der Wipper nach einer halben Umdrehung stehen bleibt. Um Personal zu sparen, sind Auflauf und Ablauf der Wagen so einzurichten, daß sie selbsttätig erfolgen. Die gestürzte Kohle fällt in Sammelbehälter, Füllrumpfe genannt, und aus diesen über Zuführungswalzen in das Brechwerk, wo die größeren Stücke zerkleinert werden. Die zerkleinerte Kohle fällt nun auf Siebe, die sie ihrem Verwendungszweck entsprechend sortieren.

Die abgeseibte Kohle fällt auf Förderbänder, die sie der Verladung zuführen.



Abb. 8. Löffelbagger, Bauart Carlshütte

Die Kohle, die zur Verarbeitung von Naßpreßsteinen und Briketts dienen soll, muß nach dem ersten Brechwalzwerk nochmals feiner zerkleinert werden, bis zu einer Korngröße von 6 Millimeter. Die Siebe bestehen aus gelochten Blechen oder Drahtgeweben, die an Stahlbändern geneigt aufgehängt sind und maschinell in eine rasch schüttelnde Bewegung versetzt werden. Die für die Brikett Herstellung dienende Kohle wird ebenfalls durch Förderbänder — endlos über Rollen geführte Gurte — oder Becherwerke dem Kohlenboden zugeführt.

Durch Einführung der Brikettpresse ist die Herstellung von Naßpreßsteinen stark zurückgegangen. Da die Naßpreßsteine nur an der Luft getrocknet werden können, so ist ihre Herstellung von der warmen Jahreszeit abhängig und muß vor Eintritt von Frost beendet sein, da sie sonst zerfriren würden. Die Naßpresse ähnelt stark einer Ziegelpresse.

Die Braunkohle wird einem Mischtroge zugeführt und hier durch Zusatz von Wasser zu einer breiigen Masse durch Schneckenflügel gemischt. Durch eine Transportschnecke wird die Masse der durch Dampf leicht geheizten Presse zugeführt und durch das Mundstück gedrückt. Mittels eines Schneidapparates, der aus drei Drähten besteht und von Hand bedient wird, wird die gepresste Kohle in Stücken von 21 : 105 : 6 Zentimeter geschnitten. Die fertigen Naßpreßsteine werden in überdachten Schuppen auf Lattengestellen je nach der Witterung 8 bis 30 Tage getrocknet. Durch das Pressen gewinnt die Kohle etwas an Heizwert, doch ist dies nur unwesentlich. Die Steine haben auch noch 25 bis 30 % Wasser und eignen sich infolge ihrer geringen Festigkeit nicht zum Versand auf weitere Entfernung.

Bedeutend wichtiger ist das Brikettieren der Braunkohle. Man erhält dadurch einen festen, transportfähigen und bequem zu verwendenden Brennstoff mit nur etwa 15 % Wasser, der je nach dem Grade der Trocknung bis zu 5500 Wärmeeinheiten hat. Die Briketts kommen der böhmischen Braunkohle an Heizwert gleich und erreichen zwei Drittel des Heizwertes der Steinkohle. Dadurch haben sich die Briketts nicht nur für den Hausbrand, sondern auch in der Industrie für Kesself Feuerungen, Lokomotiven usw. gut eingeführt und den Konkurrenzkampf mit der böhmischen Braunkohle und der Steinkohle bestanden.

Die Zubereitung der Kohle bis zum Kohlenboden, die bereits bei der Aufbereitung erwähnt ist, bezeichnet man mit Naßdienst; an diesen schließt sich der Trockendienst an. Eine sachgemäße Trocknung der Kohle ist für die Herstellung guter Briketts unerlässlich. Ist die Kohle zu feucht, so kleben die Briketts aneinander, ist sie wieder zu trocken, so zerfallen sie.

Die feuchte Kohle sinkt vom Kohlenboden aus durch ihr Eigengewicht zu dem darunter angeordneten Trockenofen hinab. Der Zulauf wird durch einen Schieber geregelt. Von den Trockenöfen unterscheidet man zwei Arten, nämlich Telleröfen und Röhrentrockner. Bei beiden Arten wird die Kohle durch Dampf von etwa 120° C erwärmt, d. h. es werden die hohlen Teller vom Dampf durchströmt oder die Röhren vom Dampf umspült und die mit den heißen Flächen in Berührung kommende, beständig gut durchgerührte Kohle erwärmt. Gleichzeitig streicht ein warmer Luftstrom über die Kohle und führt den gebildeten Wasserdampf ins Freie. Die beiden Trockenapparate sind kurz folgender Art.

Der Dampfstellerofen besteht aus etwa 30 übereinander liegenden feststehenden, kreisrunden, doppel-

wandigen Tellern von 5 Meter Durchmesser. Über jeden Teller dreht sich an einer gemeinsamen Welle und wagerechten Armen ein mit zahlreichen Rührern versehenes Rührwerk. Die Rührer sind so gestellt, daß die Kohle auf dem obersten Teller allmählich von innen nach außen bewegt wird. Hier fällt sie durch Öffnungen am äußeren Rand auf den zweiten Teller, wird auf diesem allmählich nach dem inneren Rande befördert, gelangt hier auf den dritten Teller usw. Meistens ist die Kohle auf dem 25. Teller genügend getrocknet. Die tieferen Teller dienen nur dazu, die Kohle abzukühlen und sind nicht geheizt. Der ganze Apparat ist mit einem Blechmantel umgeben, der bei jedem Teller Türen trägt, um die Trocknung der Kohle überwachen und die einzelnen Rührer bequem auswechseln zu können.

Der Röhrentrockner besteht aus einem 6 bis 8 Meter langen, schräg gelagerten Eisenblechzylinder von etwa 3 Meter Durchmesser. In ihm sind rd. 400, an beiden Seiten offene Rohre eingebaut. Die Kohle wird den oberen Öffnungen zugeführt, rieselt langsam durch die von Dampf umspülten Rohre und tritt am unteren Ende wieder aus. Der Röhrenofen ist um seine Achse drehbar angeordnet und macht etwa fünf Umdrehungen in der Minute. Die so getrocknete Kohle wird von einer Sammel-schnecke der Presse zugeführt. Zweckmäßig wird die Kohle vor der Presse noch in besonderen Kühlapparaten abgekühlt, da sie beim Pressen nicht wärmer als 30 bis 40° C sein soll. Zum Verpressen der Kohle wird fast ausschließlich die Erstersche Presse (1856) verwendet. Sie besteht aus drei Hauptteilen: der Antriebsmaschine, dem Zwischengeschirr und dem Preßkopf.

Die Antriebsmaschine, ein Dampfzylinder mit den erforderlichen Regulier Vorrichtungen, bewirkt die hin- und hergehende Bewegung, die durch das Zwischengeschirr auf den im Preßkopf beweglichen Stempel übertragen wird. An der zweiseitig verlagerten Hauptwelle sitzen zwei schwere Schwungräder, die den Ausgleich für die unregelmäßige Arbeitsweise des Stempels bewirken sollen. An der gekröpften Hauptwelle sitzt eine Druckstange, die die drehende Bewegung in eine hin- und hergehende des an ihrem anderen Ende sitzenden Preßbärs überträgt. An dem Preßbär ist der eigentliche Stempel angeschraubt, der sich im Kanal des Preßkopfes hin- und herschiebt. Das Brikett wird innerhalb des Preßkopfes hergestellt, in dem die Form eingebettet ist. Der Stempel drückt die in bestimmter Menge zugeführte Kohle in die Form und erzeugt bei jedem Hub ein Brikett. Die Bindung der Kohle entsteht zum Teil durch den in der Form erzeugten hohen Druck von 1200 bis 1500 Atmosphären, teils durch die Erwärmung der harzigen Bestandteile der Kohle. Die Preßform muß dauernd durch Wasser gekühlt werden. Da bei jedem Hub ein Brikett hergestellt wird, so richtet sich die Leistung der Presse in erster Linie hiernach. Die Anzahl der Hübe beträgt 80 bis 130 in der Minute. Andererseits ist auch das Gewicht der Briketts maßgebend; es schwankt zwischen 330 bis 820 Gramm bei den „Salonbriketts“. Außerdem werden noch „Würfel“ und „Semmelbriketts“ für den Industriebedarf hergestellt.

Der aus der Presse austretende Brikettstrang wird durch den Pressendruck in Rinnen, die aus Bandeisen bestehen, bis zum Stapel oder der Verladung fortgedrückt. Die Briketts, die ursprünglich fest zusammenhängen, lösen sich allmählich voneinander.

Um die Leistung der Pressen zu erhöhen, hat man Doppelpressen gebaut, die bei Verwendung von zwei Stempeln jedesmal zwei Briketts herstellen. Der elek-

trische Antrieb hat sich bei den Brikettpressen bisher noch nicht bewährt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es, bei der Trocknung der Kohle für eine sorgfältige Entstaubung zu sorgen, da der Kohlenstaub starke Explosionsgefahr in sich birgt. Es ist deshalb das Betreten der Fabrikräume mit offenem Licht streng verboten.

Wie bereits erwähnt, wird im Zeig-Weißensfelder Revier eine besondere Braunkohlenart gewonnen. Diese Kohle fällt bereits äußerlich durch ihre helle Färbung auf und besitzt einen besonders hohen Bitumengehalt. Sie besteht stark aus Harzen, bildet in der übrigen Braunkohle besondere Streifen und wird beim Abbau besonders ausgehalten. Sie wird mit Hilfe des Schwelverfahrens verarbeitet; dadurch werden ihr die harzigen Bestandteile als Teer entzogen. Da die Gewinnung des Teer und seine weitere Verarbeitung von gewaltiger wirtschaftlicher Bedeutung ist, soll hier in großen Zügen ein Schwelofen beschrieben werden.

Seit 1858 hat sich der Rolleschen Schwelofen eingebürgert. Im Innern eines senkrechten 6 bis 8 Meter hohen, mit feuerfesten Schamottesteinen ausgemauerten kreisrunden Schachtes sind 30 bis 35 übereinanderliegende abgeschrägte Ringe, die Glocken, eingesetzt. Zwischen den jalouseartig übereinanderliegenden Glocken und dem Mauerwerk bleibt ein schmaler Raum frei. Der oberste Ring, der sogenannte Glockenhut, bedeckt den Raum innerhalb der Ringe. Den unteren Abschluß des Ofens bildet ein eiserner Trichter, der mit einem Schieber versehen ist und unter dem sich ein 1 bis 2 Hektoliter großer Kasten befindet. Durch Ziehen des Schiebers, ein Vorgang, der sich 30 bis 40 Mal in 24 Stunden wiederholt, füllt sich der Kasten mit Koks und die über dem Zylinder lagernde Kohle, die gleichzeitig einen Abschluß für den Mantel bildet, rutscht um dieselbe Menge wieder nach. Der Mantel wird durch sieben in der feuerfesten Ummauerung ausgesparte Feuerzüge B von der Feuerungsanlage H aus mit direkter Kohlen- und teilweiser Gasfeuerung zur Rotglut erhitzt. Die zwischen Mantel und Glocken liegende Kohle kommt unter Luftabschluß mit dem heißen Mantel in Berührung und gibt zunächst ihre Feuchtigkeit ab, die in Form von Wasserdampf mit geringen Teerdämpfen durch das Rohr b, abgeleitet wird. Wenn die Kohle tiefer rutscht, wird ihr Bitumengehalt bei der großen Hitze in Gas übergeführt und durch das Rohr b abgesaugt. Beide Leitungen, b und b₁, führen nach der Kondensationsanlage, in der ein Teil der Gase zu Teer verdichtet wird. Der Rest wird dem Schwelofen zur Gasbeheizung wieder zugeführt.

Der abgezogene Rückstand der Kohle, der Koks, der eine Temperatur von 300 bis 400 Grad Celsius hat, wird mit Wasser abgelöscht und dient zur Feuerung der bekannten Grudeherde. Er hat einen Heizwert von 7000 bis 8000 Wärmeeinheiten. Außer zur Beheizung wird der Koks noch in beschränktem Umfange zur Herstellung von schwarzer Farbe verwendet.

Der Teer, eine bräunliche Masse von butterartiger Festigkeit, dessen Schmelzpunkt zwischen 25 und 40° C liegt, wird in eisernen Bassinwagen zur Weiterverarbeitung auf Öl und Paraffin nach den Paraffin- und Mineralölfabriken geliefert. Es würde zu weit führen, im einzelnen auf die Verarbeitung des Teer einzugehen.

Das wasserhelle, gereinigte Paraffin wird der Kerzenfabrik zugeführt, wo es zu Kerzen aller möglichen Größen und Formen, teilweise unter Zusatz von Farbstoffen – man denke an die bunten, gedrehten Christ-

baumkerzen – gegossen wird. Der Schmelzpunkt des Paraffins liegt zwischen 38 und 58° C.

Die gewonnenen Teeröle – sie haben einen hohen Heizwert von 10 000 bis 11 000 Wärmeeinheiten – werden in der Hauptsache als Treibmittel für Motoren verwendet. Solaröl dient als Leuchtmittel. Die kresot-haltigen Erzeugnisse sind gute Holzimprägnierungsmittel (Grubenhölzer), und das aus den Rückständen gewonnene Asphalt wird zur Herstellung von Eisenläden, Dachpappe und zur Isolierung elektrischer Leitungen gebraucht.

Neben dem Schwelprozeß sei auch noch die Gewinnung des Montanwachses durch das Extraktionsverfahren erwähnt. Das Montanwachs, ein braunschwarzes, hartes, hochschmelzendes Erzeugnis, wird hauptsächlich in der Kabelindustrie, Schuhkremefabrikation und zur Herstellung von Phonographenplatten verwendet. Während des Krieges wurde Montanwachs mit Paraffinöl gemischt als Tranersah zur Lederschmierung benutzt.

Zur Montanwachsgewinnung eignet sich nur Kohle, die einen hohen Bitumengehalt hat. Die Kohle wird zunächst in derselben Weise bearbeitet wie in der Brikettfabrik. Nach dem Trocknen wird die Kohle nochmals abgeseiht und das grobförnige Material gelangt in die Extraktoren. Hier wird ihr das Lösungsmittel zugeführt. In Destillatoren (zylindrischen Gefäßen) wird Benzol verdampft, der Dampf durch Wasserkühlung zur Flüssigkeit verdichtet, die durch die Kohle dann hindurchrieselt und das Bitumen extrahiert (herauslöst). Dieser Vorgang wird so lange fortgesetzt, bis die Flüssigkeit wasserhell durchläuft, also kein Bitumen mehr vorhanden ist. Die Bitumenlösung wird nun wieder in einem Destillator verdampft, und das flüssige Bitumen fließt in große Pfannen ab, wo es erstarrt. Nach Erstarrung wird es aus den Pfannen geschlagen und gelangt so in den Handel. Der Schmelzpunkt des Montanwachses liegt zwischen 70 und 85° C.

Während sich für den Schwelbetrieb und die Montanwachsgewinnung nur ganz bestimmte Schichten bituminöser Braunkohle eignen, kann zur Vergasung jede Braunkohle verwendet werden. Man übertrug die bei der Steinkohle gemachten Erfahrungen auf die Braunkohle und glaubte, daß die Erzeugung von Gas auf ähnliche Weise möglich sei. Die Erfolge waren jedoch bei der Verwendung von Rohbraunkohle negativer Art und man kam erst über den Weg der Brikettherstellung zum Erfolg. Die weiteren Versuche haben schließlich auch dazu geführt, daß man Knorpelkohle und andere Braunkohle, die entsprechend den Briketts nur 15 % Wasser enthält, d. h. vorher getrocknet ist, vergasen kann. In neuester Zeit sollen sogar Versuche mit grubenseuchter Kohle zum Ziel geführt haben.

Zur Vergasung der Kohle dient heute fast ausschließlich der Drehrost-Generator, der die bei den älteren Typen auftretenden Mängel überwunden hat. Die Wirkungsweise eines Generators ähnelt der eines Schwelofens und ist kurz folgende: Die Kohle wird durch einen Trichter einem aus feuerfesten Steinen bestehenden Schachtofen zugeführt. Zwischen Trichter und Ofen befindet sich ein Turmauffatz, der nach oben und unten mit Klappen versehen ist. Die Klappen dienen dazu, den Ofen gasdicht abzuschließen. Nachdem die Kohle in den Turmauffatz gefallen ist, wird die obere Klappe wieder geschlossen und erst dann die untere geöffnet. Die Kohle gleitet in den Schacht hinab. In dem unteren Teile brennt sie unter ungenügender Luftzufuhr und gibt die verbliebenen brennbaren Teile in Form von Mischgas

(Kohlenoxyd, Wasserstoff, Stickstoff) ab, d. h. sie vergast. Die heißen Gase treten hoch in die nicht entzündete Kohle, erhitzen sie und vertreiben aus ihr den Teer unter Vertreibung. Teer und Mischgas bewirken dann eine Vortrocknung der oberen Schichten. Das Gemisch von Mischgas, Teerdämpfen und Wasserdampf wird durch einen Kanal abgeleitet und gekühlt. Hier scheiden sich Teer und Wasser ab und das Gas kann für Heizzwecke weiter verwendet werden. Das Generatorgas besitzt einen hohen Heizwert und wird zur Beheizung von Kesselanlagen benutzt. Mit Luft gemischt, eignet es sich besonders zur Erzeugung von Schmelztemperaturen für Glas und Stahl in Regenerativöfen.

Nach diesen gedrängten Betrachtungen über die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Braunkohle soll zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Vorräte gesagt werden, die Deutschland besitzt. Nach amtlichen Schätzungen stehen in Deutschland 13 Milliar-

den Tonnen an. Die früher angeführten Förderzahlen zeigen, welche Wichtigkeit die Braunkohle als wirtschaftlicher Faktor besonders in der Nachkriegszeit in der deutschen Industrie erlangt hat. Es ist also damit zu rechnen, daß die Förderung, die 1922 135 Millionen To. betrug, noch weiter gesteigert werden wird. Stellt man diese Zahlen von Vorrat und Abbau einander gegenüber, so zeigt sich, daß Deutschland trotz seiner großen Braunkohlengebiete nur noch einen Vorrat auf 80 bis 100 Jahre besitzt. Diese Zahlen geben zu denken, und es muß das größte Bestreben sein, die Braunkohlenvorräte auf das wirtschaftlichste auszunützen. Dies kann aber am besten dadurch geschehen, daß zunächst der Tiefbau mit seinen großen Abbauverlusten weitgehend eingeschränkt und andererseits die Kohle in ihrem Naturzustand möglichst auf den Hausbrand beschränkt wird. Die Technik wird Mittel und Wege finden, die Vergasung der Kohle rationeller zu gestalten, wodurch sie bis ins kleinste ausgenutzt wird.

Die sozialen Verhältnisse im Berg- und Hüttenwesen von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts

Von El. Böhne, Düsseldorf

Bergbau und Hüttenbetrieb sind die grundlegenden Arbeitsgebiete der gesamten Industriewirtschaft. Jedes Werk führt letzten Endes auf diese beiden Betriebe zurück. Bergmann und Hüttenarbeiter sind die ersten Vertreter der Industrie. Seit den Ursprüngen wirtschaftlicher menschlicher Arbeit haben sie eine hervorragende Rolle gespielt, und wenn wir ihre Spur bis zu den ältesten Quellen zurück verfolgen, so finden wir, daß sich die sozialen Kämpfe wie ein roter Faden durch die Jahrhunderte hindurchziehen bis auf unsere Tage.

Aus griechischen Sagen können wir zwar Andeutungen entnehmen und Schlüsse ziehen über die sozialen Verhältnisse im alten Griechenland, doch geben sie zur objektiven Betrachtung kein klares Bild. Jedes Handwerk war verpönt. Man führte entweder Waren ein oder überließ die Handarbeit den Sklaven. Die ersten Bergwerke waren von Phöniziern gegründet, jedoch bemächtigten sich die Griechen sehr bald dieser reichen Einnahmequellen. Die ersten genaueren Nachrichten betreffen den Silberbergbau in Laurium. Der gesamte Grubenbesitz war Staatseigentum und wurde an Privatunternehmer verlost. Bis zu den Perserkriegen wurde der Gewinn an die reichsten Bürger Athens verteilt. Themistokles aber setzte durch, daß der Gewinn in die Staatskasse floß, und da die laurischen Silberbergwerke einen hohen Reinertrag abwarfen, so hatte der Staat eine reichlich fließende Einnahmequelle. Die Verwaltung teilte den ganzen Grubenbezirk in Felder ein, die an die einzelnen Interessenten verpachtet wurden. Das Los der Bergwerksklaven war sehr hart. Die Unternehmer besaßen die Sklaven teils als Eigentum, teils waren sie von Sklavenhändlern gemietet. In den laurischen Bergwerksbezirken allein gab es ein Heer von 60 000 Sklaven, die sich eine Organisation geschaffen hatten und sogar eine eigene Versicherungsanstalt besaßen. Eine derartig große Schar von durchweg zweifelhaften Elementen bildete immer eine große Gefahr für den Staat, und wirklich bemächtigten sich die Sklaven einmal des Vorgebirges Sunium und hielten von hier aus Athen lange Zeit in Schrecken. Streik und bewaffneter Aufruhr waren also schon damals nicht un-

bekannt. Die Sklaven waren in Gruppen eingeteilt und hatten ihre Aufseher. Auch gab es bereits eine Bergpolizei, die die Feldvermessungen vornahm und auf einen sicheren Betrieb und Abbau zu achten hatte. Auch den ersten Versuch einer Sozialisierung der Betriebe finden wir schon im alten Griechenland. Pholeas von Chalkedon wollte alle Gewerbe auf Staatskosten in großem Maßstab betreiben lassen, aber er setzte sich nicht durch. Während im allgemeinen die griechischen Bergwerksklaven sehr milde und menschlich behandelt wurden, betrachtete man die Sklaven in Italien nicht einmal vor dem Gesetz als Menschen. Durch die großen erfolgreichen Feldzüge wurden die europäischen Bergwerke Staatsbesitz. Besonders waren es die spanischen Silberbergwerke, die einen enormen Ertrag abwarfen. Aber sehr bald nach Inbesitznahme durch die Römer kamen die Gruben zum Erliegen, da die habgierigen Pächter nur die obersten Schichten durchwühlten und keinerlei technische Neuerungen, vor allem keine Wasserhaltungsmaschinen, einführten. Die Prokonsuln überließen die Mutungen den Meistbietenden, und da die Pacht nur einige Jahre dauerte, so suchten die Pächter möglichst viel herauszuschlagen. Nach alten Schriftstellern sollen allein in den Silberbergwerken von Neukarthago 40 000 Sklaven beschäftigt gewesen sein. Die Behandlung der Sklaven spottete jeder Beschreibung. Der Römer Diodor, ein Schriftsteller, ruft entsetzt aus: „Die Schwachen sterben und die Starken werden nur zu längerem Elend erhalten!“ Tag und Nacht mußten sie in der Grube bleiben und wurden aufs grausamste behandelt. Bei dieser Behandlung und bei der Größe der Bergwerke war es leicht erklärlich, daß es meistens an den notwendigen Arbeitskräften mangelte, und der Staat sah sich daher gezwungen, verschiedene Zwangsmittel anzuwenden. Zunächst wurden die zum Tode verurteilten Verbrecher begnadigt und in die Bergwerke, ad metallas, geschickt, eine Strafe, die eigentlich weit schwerer war als die Todesstrafe. Da aber diese Arbeitskräfte noch immer nicht ausreichten, so zwang man sogar die Anwohner der Bergwerke, in den Gruben zu arbeiten. Diese aber zogen meistens die Armut dem



Julius Edyn, Hofphotograph, Düsseldorf

Herbst an der Wupper
(bei Beyenburg)

traurigen Los der Knechtschaft vor und flüchteten in die Wälder und Berge. Die natürliche Folge dieser harten und ungerechten Unterdrückung war Aufruhr, und die Bergarbeiter in Thrazien waren die ersten, die sich auf die Seite ihrer Befreier, der Ostgoten, schlugen und mit diesen zusammen gegen ihre Bedrücker zogen.

Die römische Herrschaft sank vor dem Ansturm der Germanen zusammen, und ohne Zweifel werden unsere Vorfahren den Betrieb der reichen Erzgruben in Steiermark und Kärnten sofort wieder aufgenommen haben. Wenn auch aus dieser Zeit noch keine sicheren schriftlichen Nachrichten vorliegen, so können wir doch aus den alten Sagen uns in groben Zügen ein Bild der sozialen Verhältnisse im Berg- und Hüttenwesen machen. In den ältesten Zeiten scheint eine Trennung zwischen Bergleuten und Schmelzern noch nicht vollzogen zu sein. Der Schmied war Bergmann, Röhrer, Schmelzer und Schmied in einer Person. Die blühende Phantasie der Germanen hat sich früh mit diesem anregenden Stoff beschäftigt, und in fast allen Sagen webt sich ein romantischer Schleier um die rufigen Gesellen. Sie werden uns geschildert als geheimnisvolle Robolde, Zwerge, Heinzelmännchen und Bergmännlein, die im Waldesdickicht oder in schaurigen Berghöhlen ihr Wesen treiben. Immer stellte man sich ein körperlich schlecht entwickeltes Volk vor, das sich aber im Besitz von hervorragenden metallurgischen Kenntnissen befand. Auch ist es den Germanen stammesfremd. Alle diese Züge deuten darauf hin, daß es der Rest eines Volkes war, der sich bereits vor den Germanen im Lande befand, aber in technischer Hinsicht einen bedeutend höheren Kulturgrad als die siegreichen Eindringlinge besaß und an Geschicklichkeit und Kenntnissen ihnen überlegen war.

Um das Jahr 700 scheint der gesteigerte Bedarf an Eisen eine Trennung in Bergleute und Schmelzer und Schmiede herbeigeführt zu haben, denn wir finden von nun an in alten Urkunden den Bergbau häufig allein erwähnt.

In den ältesten Zeiten scheint auch bei den Germanen der Bergbau von Sklaven betrieben worden zu sein. Wir wissen aber bestimmt, daß deren Stellung nicht so drückend war wie bei den Griechen und Römern, denn der Unterschied zwischen Freien und Unfreien in Bildung und Lebensbedürfnissen war nicht groß. Eine strenge Leibeigenschaft scheint nie bestanden zu haben, sondern höchstens nur eine Art Hörigkeit. Auch diese war viel lockerer als die der Ackerbauer und der Hofleute, denn, wie bereits gesagt, die siegreichen Germanen waren kein gewerbetreibendes Volk und mußten daher die Bergleute, die sie auf den eroberten Bergwerken antraten, an ihrer Arbeitsstätte zu halten versuchen. Gewiß werden sie auch schon damals gewisse kleinere Privilegien und Vergünstigungen besessen haben, denn es bildete sich schon früh eine Art Korporationsgeist aus, der durch die soziale Stellung und den Zusammenschluß der Bergleute verursacht war wie auch durch den Umstand, daß sie den Eroberern fremd blieben. Mit der Zeit wurden die Bergwerke ein immer wichtigerer Teil des nationalen und fürstlichen Vermögens, die Technik des Bergbaues vervollkommnete sich immer mehr, so daß schon eine große Menge von Kenntnissen zum Beruf eines Bergmanns gehörte. Es blieb so nicht aus, daß der Bergarbeiterstand bald von der Hörigkeit sich losmachte, er wurde ein freier Stand, dem vom Volk wie von den Fürsten Verständnis entgegengebracht wurde. Die beschwerliche Arbeit des Bergmanns galt jetzt nicht mehr als die schimpflichste wie bei den Griechen und Römern, sondern war die geachtetste, vielleicht schon darum, weil sie die gefahr- und mühevollste war.

Über die Stellung der Hüttenleute in den ältesten Zeiten läßt sich nichts Bestimmtes sagen, doch scheinen es auch Hörige gewesen zu sein. Man wird wohl auch auf sie den Satz haben anwenden können: ihre Unfreiheit war so vollkommen als wie auch ihre Freiheit.

Im Laufe des Mittelalters scheint sich die Freiheit im Bergbau noch immer weiter ausgebildet zu haben. Der deutsche Bergmann genoß vollste Freizügigkeit. Überall ließ man dem wandernden Bergmann Schutz angedeihen; so heißt es z. B. in einer alten Salzberger Bergordnung aus der damaligen Zeit: „Die Gewerken, Berggesellen und Arbeiter sollen in allen fürstlichen Landen beherbergt und mit Notdurft versehen werden“. Überhaupt scheint der Wandertrieb der Bergknappen in der damaligen Zeit sehr stark gewesen zu sein. Man kann sie als Kulturpioniere bezeichnen, denn der Kampf ums Brot führte sie bisweilen in Gegenden, wo sie zuerst noch mit bewaffneter Hand wilde Tiere und gewalttätige Menschen vertreiben mußten. Der Beruf nötigte sie ja gewissermaßen zum Wandern, denn mit ihren unzulänglichen Mitteln konnten sie nicht tief in den Boden eindringen, und bei dem Fehlen an Wasserhaltungsmaschinen wurden sie durch das Auftreten des Grundwassers meistens bald zum Einstellen der Arbeit gezwungen. Man hört darum viel von weiten Wanderungen der Bergleute jener Zeit. Bisweilen wurden sie von Fürsten aus ihrer Heimat zur Ausbeutung von neuentdeckten Fundstätten herbeigerufen, und wir finden infolgedessen in Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn und Tirol Ansiedelungen von deutschen Bergleuten, besonders solcher aus dem Harz. Der Zuzug von Bergleuten nach neuentdeckten Fundstätten war stets enorm, wie es die Geschichte von Joachimstal, Freiberg usw. zeigt. Es war aber bewundernswert, wie schnell solche Neugründungen geordnet und rechtlich geregelt waren. Dieser Korporationsgeist der Bergleute geht bis auf die ältesten Zeiten zurück und findet seine Erklärung in der altgermanischen Marktverfassung. Danach besaß jeder einzelne nur das von ihm bebaute Land, während der Wald und der Berg der Gemeinde gehörten.

Die Bergleute taten sich zu Bruderschaften zusammen, die ihre eigene Verfassung, Sakung und Fahne hatten, jedoch nicht das bedeuteten, was man heute mit Bruderschaft bezeichnet. Sogar ihre besonderen Heiligen hatten die Bergleute; vornehmlich war es die heilige Barbara, die auch noch heute als Beschützerin von Berg und Hütte gilt. Die Bruderschaften waren von einem edlen sozialen Geist erfüllt, der heute vergeblich seinesgleichen sucht. Die heutige „Knappschaft“ ist aus der alten Bruderschaft entstanden, einer gemeinschaftlichen Rasse für die Fälle der Not unter Genossen, wie Krankheit, Invalidität und Tod; sie diente sogar zum Bau von kleinen Wohnungen.

Zu den Pflichten der Bergleute ihrem Landesherrn gegenüber zählte als die vornehmste die Heeresfolge im Kriegsfalle, deren Versäumnis sogar den Verlust des Berggutes nach sich ziehen konnte. Ihre technischen Kenntnisse bewährten sich besonders bei Belagerungen. Eine besondere Vergünstigung der Bergleute war das Recht, Waffen zu tragen. Während der Arbeit hatte er einen „besonderen Frieden“. Eine alte Bergordnung sagt: „Wan ein Bergman zu der Arbeit get an Berg, desgleichen Roler, Schmelzer, Holzknecht zu der Arbeit gen, Und hat der Knapp sein Bergsak am Rücken, Und sein Bergstab in der Hant, auch Schmelzer, Roler, Bergschmid und Holzknecht und sein auf dem Weg an die Arbeit, oder gehen von dem Berg, Und von ihr Arbeit, so hant sie des Fürsten Freyung.“

Besonders das 16. Jahrhundert brachte dem Bergmann die meisten Freiheiten. Um diese Zeit wurden die großen Silbergrube in Böhmen, Tirol und Sachsen entdeckt, und der reiche Geldsegen übte seinen guten und schlechten Einfluß auf die sozialen Verhältnisse der Berg- und Hüttenleute aus. Die Landesfürsten hatten das größte Interesse an dem Gedeihen der Bergwerke, die unermesslichen Reichtum in ihr Land brachten. Mit allen Versprechungen suchte man die Bergleute ins Land zu ziehen zur Ausbeutung des reichen Bergsegens und fesselte sie durch Privilegien und Vergünstigungen. Manche heute noch gültige Verordnung geht in ihrem Ursprung bis in jene Zeit zurück. Die meisten erhaltenen Berggesetze stammen aus jener Zeit.

Die besonderen Vorrechte der Bergarbeiter waren kaum zählbar. Die hauptsächlichsten waren folgende: Sie genossen vollkommene persönliche Freiheit, während die Bauern zum größten Teil während des Mittelalters noch Leibeigene waren. Sie waren von Abgaben und Zöllen befreit, bisweilen auch vom Kriegsdienst, und hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit. Die Bergknappen des „Erzberges“ in Steiermark waren in ganz besonderer Weise mit Privilegien bedacht: sie durften ihr Vieh unentgeltlich in die Weiden der Bauern treiben, der eingeseffene Bauer mußte ihnen ein Stück Land zur Flachs- und Getreidekultur überlassen, auf Wochenmärkten durften ihre Frauen vor allen andern zuerst einkaufen, in den Wäldern durften sie nach Belieben Holz sammeln, und die umliegenden Bauernhöfe waren verpflichtet, den Knappen samt Familie Wohnung zu geben. Die einzige Verpflichtung der Knappen war nur die, auf eigene Rechnung drei Tage gegen den Feind zu ziehen. Benötigte sie der Fürst noch länger, so mußte er ihnen Sold zahlen wie den andern Soldaten.

Innig verqu coast mit dem Berg- und Hüttenwesen war die Waldwirtschaft, von der die beiden Gewerbe abhängig waren. Jedermann konnte beliebig viel Holz aus dem Wald entnehmen, da ja Berg und Wald frei waren. Aber sehr bald sah man diesen Fehler ein, da an Orten, wo Bergbau und Eisenindustrie in besonderer Blüte standen, ein empfindlicher Holzangel eintrat, der zu Schutzgesetzen Anlaß gab. Es wurde nur den Köhlern gestattet, Holz zu schlagen und auch nur in bestimmten Waldungen, die ihnen von „Waldboten“ angewiesen wurden. Bisweilen waren ganze Waldungen den Bergwerken und Hütten zugewiesen. So hatte Kaiser Friedrich I. der Stadt Goslar den Rammelsberg geschenkt, dessen Abholzung den Bergleuten freistand.

Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Schon unter den Bergleuten der damaligen Zeit finden wir bereits die Erscheinungen unserer Tage. Arbeitseinstellungen, Auswanderung, sogar Sabotage finden wir schon sehr früh. Auch wissen wir, daß die Knappen schon damals recht trübselig waren, denn in Polizeiverordnungen aus Steiermark finden wir ein Verbot, an bestimmten Tagen Brantwein auszuschenken, um den Gewalttätigkeiten und Schlägereien Einhalt zu tun. Trotz allem waren die Bergleute von einer tiefen Frömmigkeit erfüllt, die wohl dem Ernst ihres gefährlichen Berufes entsprang. Wie schwer der Beruf der Hüttenleute — dem damaligen Stand der Technik entsprechend — war, schildert ein Gedicht des französischen Dichters Nikola Bourbon „Ferraria“ aus dem Jahre 1517:

Vers 230 „... Hier (vor dem Ofen) hält sich der Schmelzer auf. Er sondert das unreine Eisen von dem reinen und wacht Tag und Nacht, ein abgehärteter Mann,

der bereit ist, alle Mühsale zu ertragen. Wie man sagt, darf er nicht einmal eine halbe Stunde ununterbrochen schlafen während der ganzen zwei Monate, in denen das Innere des Ofens unzerstört bleibt“.

Der Dreißigjährige Krieg richtete die meisten Bergwerke zugrunde und brachte den blühenden Handwerkerstand vollständig zum Erliegen. Aber trotzdem finden wir gegen Ende des 17. Jahrhunderts einen gewissen Hochstand des Handwerks in Deutschland, den es aber nur dem alten Ruf seiner vorzüglichen Eisen- und Stahlqualitäten zu verdanken hat. Langsam erholte sich das Handwerk, aber mit der Blüte, wie wir sie im 16. Jahrhundert finden, war es vorbei. Besonders waren es die Zunftordnungen, die hemmend auf eine Wiederaufrichtung zur ehemaligen Größe wirkten. Der Rastengeist, der Unterschied zwischen dem Gebildeten und dem Handwerker, trat zu schroff hervor, und an Stelle der alten Bürgertugenden hatten Neid, Gewinnsucht, Eitelkeit, Wichtigtuerei, Konkurrenzfurcht und Engherzigkeit in den Zünften Platz gegriffen.

Mit strengen Arbeitsordnungen suchte man den eingerissenen Mißbräuchen im Hüttenbetrieb Einhalt zu tun. Die Zahl der Arbeiter und deren Pflichten war genau vorgeschrieben. In der Regel wurden die Hüttenarbeiter auf ein Jahr gedungen. Während dieser Zeit durften sie die Arbeit nicht verlassen und auch keine neue annehmen. Die Klagen über den liederlichen Lebenswandel nahmen in dieser Zeit überhand und die Akten der Berggerichte sind gefüllt von Raub, Diebstahl, Betrug und Mord. Diesen unhaltbaren Zuständen suchten die Bergwerksherren zu begegnen, indem sie von den Knappen eine Kaution verlangten und sie nur unter gewissen Eidespflichten aufnahmen. Ferner beugten sie von vornherein den Mißständen dadurch vor, indem sie dafür sorgten, daß die Arbeiter billig leben konnten, sie mit gutem Geld und regelmäßig bezahlt wurden, daß sie freie Wohnung mit Acker- und Wiesenbenutzung hatten.

Der Hochofenbetrieb, der verhältnismäßig teuer war, war überall auf Holzkohle zugestellt. Als daher um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Steinkohle zum Eisenschmelzen benutzt wurde, begann die deutsche Eisenindustrie zu kränkeln, um so mehr als auch Schweden in bezug auf Qualität als Konkurrent auftrat.

Die Erfindung der Dampfmaschine bedeutete eine vollständige Umwälzung auf allen Gebieten der Industrie. Das „hölzerne Zeitalter“ verschwand und machte einem eisernen Platz, da das hölzerne Werkmaterial den gesteigerten Ansprüchen der Technik bei weitem nicht mehr genügen konnte. Der Bergbau, sowohl der auf Erz wie auf Kohle, sowie der Hüttenbetrieb erfuhren eine vollständige Änderung der alten Grundlagen. Die Aufstellung der Dampfmaschine wurde allgemein im ganzen Lande. Jedoch erforderten diese Neueinrichtungen große Geldmittel, und so kam es, daß die Betriebe immer mehr ihre alte Selbständigkeit verloren und in Abhängigkeit der Geldgeber gerieten. Die alten Privilegien verschwanden nach und nach. Dieser Verlust war der Auftakt zu den großen sozialen Kämpfen zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Wir stehen hier vor einer neuen Ara der sozialen Bewegungen im Bergbau wie in der gesamten Eisenindustrie. Es entspann sich der Kampf um die alten verlorenen Vorrechte, der bis in die heutige Zeit fort-dauert. Wohl nie wird er ausgefochten werden, solange die heutigen Gegensätze, die wir schon vor Jahrtausenden feststellen konnten, im Volke bestehen werden.

Frühgeschichte der Menschheit

Von Dr. Rachel

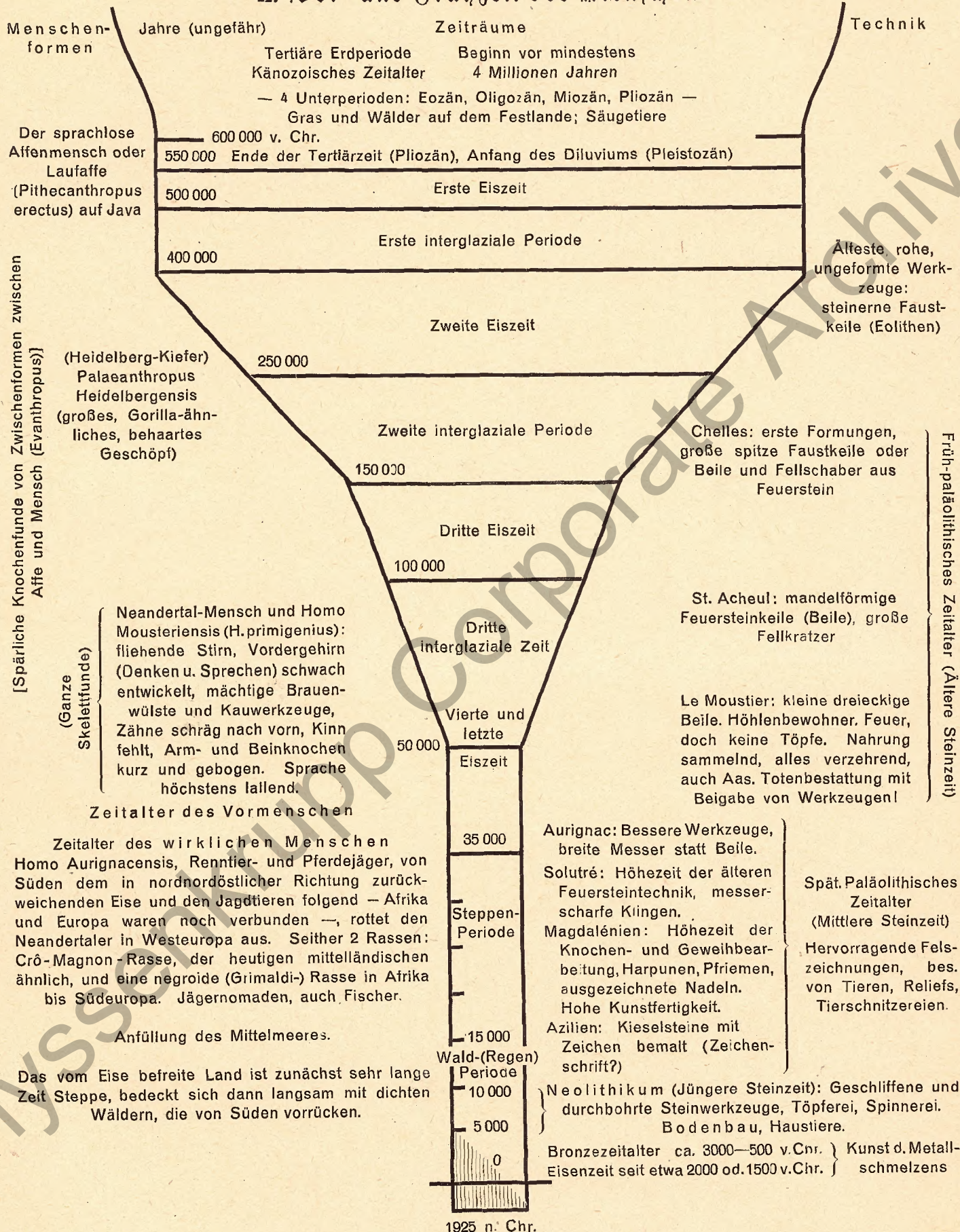
I. Entwicklung der Lebensformen

Alles Leben entstammt dem Wasser und ist ursprünglich an das Wasser gebunden. Alle höhere Entwicklung der Lebewesen besteht darin, sich von dieser einseitigen Gebundenheit freizumachen und durch Ausbildung der dazu erforderlichen Organe sich dem Landleben anzupassen. In vielen Millionen von Jahren hat

sich so die Pflanzen- und Tierwelt ausgebildet. Die ältesten Formationen der Erdoberfläche, die Urgesteine (Gneis, Granit, Glimmerschiefer) zeigen noch keine Spur von Leben (Äozoisches Zeitalter). Die Entwicklung der Lebensformen möge folgendes Schema kurz aufzeigen.

	Erdformationen	Pflanzen	Tiere
Paläozoisches Zeitalter. Lebensraum : Warmes Wasser, Sümpfe, Seeniederungen.	1. Kambrium	Grüner Schlamm, Algen, Tange	Quallen, wirbellose Meerestiere.
	2. Silur		Erste Wirbeltiere: Urfische.
	3. Devon	Erste Landpflanzen: feuchtlebende Moose	Korallen, Panzerfische, Lurche
	4. Steinkohle (feuchtwarmes Klima)	Waldsumpfmoore, mächtige Farne und Schachtelhalme, schwammartige Gewächse.	Erste Insekten: Libellen, Spinnen, Skorpione, Landschnecken. Erste luftatmende Wirbeltiere: Amphibien. Teilweise Übergang zum Reptilzustand durch Verzögerung des Eierbrütens.
	5. Perm (Dyas, Bockstein)	? Eisige Kälte, Ode	
Mesozoisches Zeitalter: Wasser und Niederungen unter gleichmäßigen Bedingungen	6. Trias: a) Buntsandstein, b) Muschelkalk, c) Keuper, d) Rätische Formation	Landpflanzen: Palmfarne, Mammutbäume, niedere Koniferen (immergrünes Niederholz)	Lungenfische. Reptilien (Saurier).
	7. Jura		Älteste Säugetierspuren.
	8. Kreide		Übergangsformen zw. Fischen und Reptilien (Ichthyosaurus), Übergangsformen zw. Reptilien und Vögeln (Archäopteryx). Beuteltiere.
	Fäher Abbruch (Kältetastrophe?) Nur die durch Panzer, Haar- oder Federkleid geschützten Arten erhalten sich.	Erste Blütenpflanzen und Laubbäume	Mächtige, säugetierähnliche Reptilien: langurartige Dinosaurier, Brontosaurus, Diplodocus, Triceratops (dreieckig). Riesige Meereidechsen, Fledermaus-Eidechsen (Pterodactylus). Früheste Vögel: Taucher, ähnlich den Pinguinen. Kleine Vorfahren der „Säugetiere“ mit Haarkleid, aber eierlegend und nicht säugend, wie jetzt noch Schnabeltier und Ameisenigel.
Känozoisches Zeitalter (Neue Lebensperiode).	9. Tertiär:	Blütenpflanzen, Laubbäume, Palmen, Wälder und Grasebenen.	Mannigfaltige Abarten von Säugetieren, viele Ahnen heutiger Arten, doch mit viel kleinerem Gehirn. Die allmähliche Ausbildung des Gehirns ist der wichtigste Vorgang der ganzen Periode.
	a) Eozän (Anbruch des neuen Lebens), große Wärme		Einige heute noch lebende Arten (Pferd, Hirsch, Kamel, Lama, Menschenaffen).
	b) Oligozän (noch wenig neues Leben), gleichmäßiges Klima		
	c) Miozän, mächtige Gebirgsbildung, Entstehen der Hochgebirge, Vulkan-Eruptionen, Kälter		
	d) Pliozän, gemäßigtes Klima, Vorrücken des Eises		
10. Quartär		Überwiegend noch lebende Arten, viele wärmeliebende Pflanzen und Tiere sind ausgestorben. Lauffaffe = Affenmensch.	
	a) Diluvium, Pleistozän, Eiszeiten mit wärmeren Zwischenperioden		Mammut, wolliges Nashorn, Flusspferd, Moschusochse, Wisent, Elch, Rentier, wilde Rinder und Pferde, Säbeltiger. Der Vormensch (Submenschen), im eisfreien Süden (Afrika) der wirkliche Mensch (Homo sapiens).
	b) Alluvium, die noch andauernde Erdperiode.		Menschen, Nutzpflanzen, Nutztiere.

II. Vor- und Frühzeit des Menschen



Die geschichtlich überblickbare Zeit ist schraffiert.

Dazu ist noch zu bemerken:

Der Mensch hat sich in der Alten Welt entwickelt. In Amerika sind keinerlei submenschliche Spuren gefunden worden, sondern nur solche des vollentwickelten Menschen. Höchstwahrscheinlich ist erst der Norden der Alten Welt und von da aus Amerika, beide erst nach der letzten Eiszeit betreten worden, und zwar durch Jägernomaden; in der skandinavischen Halbinsel gibt es keine paläolithischen Funde.

Wie in der Natur gewisse Arten von Lebewesen sich stufenweise emporentwickelten, andere aber auf den verschiedensten Stufen bis hinab zur primitivsten verharrten, so daß der Artenreichtum jetzt größer ist als in jeder früheren Periode, so ist es ähnlich mit der menschlichen Kultur. In entlegenen und unwirtlichen Gegenden sind viele Völkchen noch in unserer Zeit auf rein paläolithischer Kulturstufe angetroffen worden. Die jetzt ausgestorbenen Tasmanier lebten bei ihrer Entdeckung sogar noch im

III. Stammbaum der menschlichen Rassen und ihre Verzweigungen



Der wirkliche Mensch ist vermutlich – wir sagen ausdrücklich: vermutlich* – von Afrika oder Südwestasien nach Europa gekommen, die drei Erdteile waren damals noch völlig verbunden. Der erst sehr wenig erforschte Boden von Asien und Afrika wird noch vieles für die Kenntnis der Urzeit bergen. Im westlichen oder südwestlichen Asien oder in einer jetzt überschwemmten Gegend des Mittelmeers sind in warmem Klima wohl auch die für alle Kultur entscheidenden neolithischen Fortschritte gemacht und durch Wanderung nach Europa, Mittel- und Ostasien gebracht worden; Negerafrika hat Pflugbau und Metallschmelzen, Amerika auch die Tierzähmung erst in neuerer Zeit kennen gelernt.

* Andere Forscher nehmen an, daß die Urmenschen in verschiedenen Gegenden der Erde ganz unabhängig voneinander entstanden sind und sich auch so weiterentwickelt haben.

frühpaläolithischen Zustande, seit vielen Jahrtausenden von der übrigen Menschheit abgeschnitten.

Es haben sich in getrennten Gebieten folgende vier Hauptaffen (Artgruppen) der Menschheit schon in paläolithischer Zeit entwickelt:

1. im Süden, in den Tropen und Subtropen die schwarze mit flachen Nasen, dicken Lippen und gekraustem Haar, in Afrika südlich der Sahara, Süd-asien und Australien. Im Norden der Alten Welt bildeten sich:
2. im Osten die bräunlich-gelbe Rasse mit straffen, schwarzen Haaren, hervortretenden Backenknochen, breiten Gesichtern, vorwiegend kurzschädelig, in Ost-asien und Amerika; mit ihnen verwandt die in der nördlichen Alten Welt bis Westeuropa eingemischten kurzschädelligen oder mongoloiden Typen;

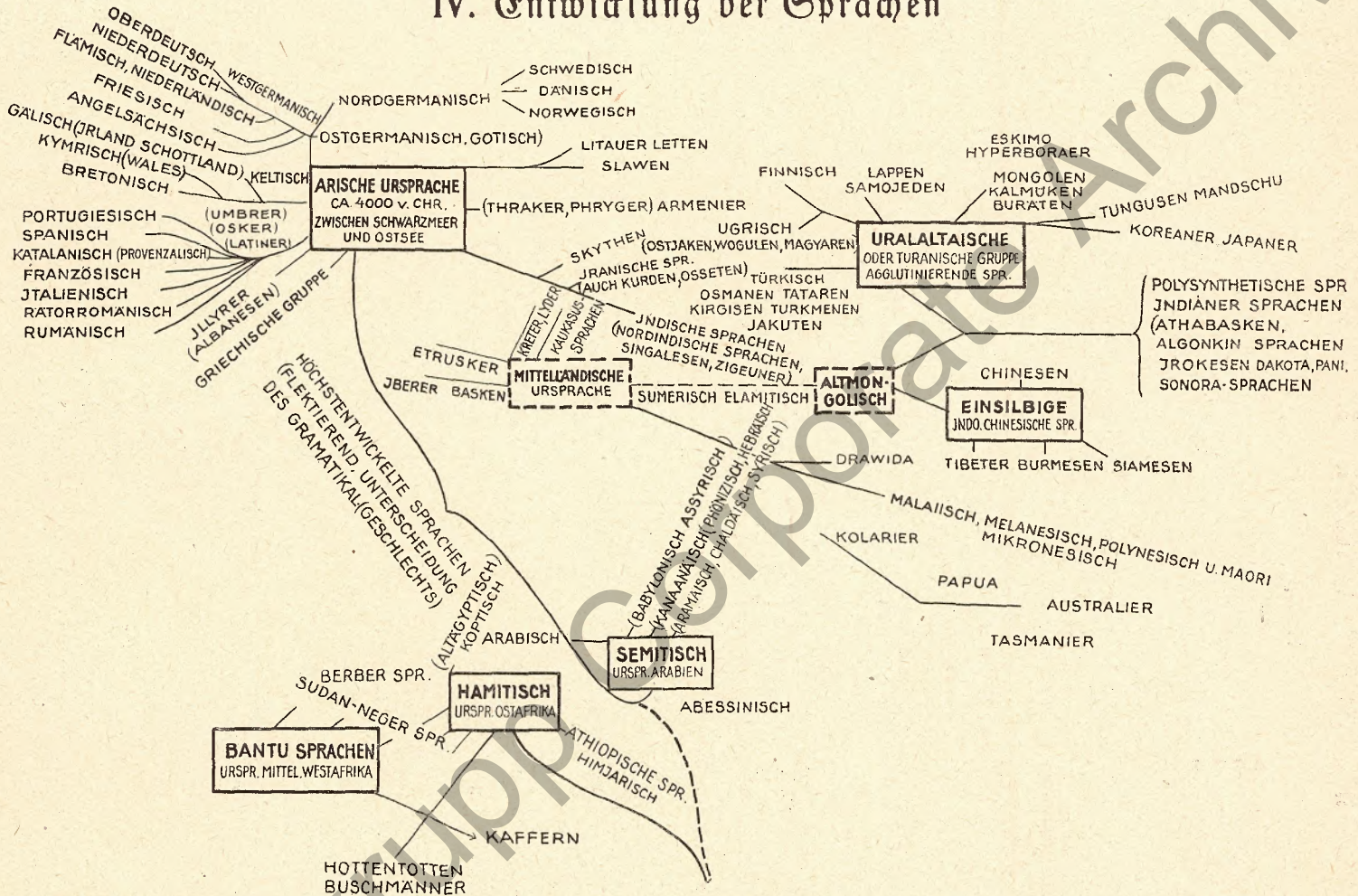
3. eine hellfarbige, mit blondem, gewelltem Haar, blauen oder grauen Augen, im Nordwesten der Alten Welt ausgebildet. Letzte Ausläufer nach Osten: die arischen Indier und die (blonden oder braunhaarigen) Aino in Japan. Endlich
4. eine mittelländische, brünette Rasse mit dunklerer Hautfarbe, schwarzen Augen, dunklem, ziemlich glattem Haar, im Mittelmeergebiet ausgebildet, in Süd- und Westeuropa, Nordafrika, Südwestasien, Indien, Polynesien bis Amerika vertreten.

megalithischen Monumente; 6. das künstliche Umformen der Kinderköpfe durch Bandagen; 7. das Tätowieren; 8. die Verbindung von Schlange und Sonne in religiösen Vorstellungen; 9. die Benutzung eines glückbringenden Symbols, „Swastika“.

Wo sich eine dieser Gewohnheiten findet, finden sich die meisten anderen auch. Sie verbinden Britannien mit Borneo und Peru, sind jedoch den nordischen, den mongolischen Völkern und Negerafrika fremd geblieben.

Von 1500 bis 1000 v. Chr. hat sich die heliolithisch-neo-

IV. Entwicklung der Sprachen



Diese Rassengruppen haben sich mannigfach zerdehnt und vermischt, der größte Teil der Menschheit stellt Mischungen aus mehreren dieser Elemente dar. Während die drei erstgenannten Rassen unzweifelhaft als scharf gesonderte Haupttypen erkennbar sind, ist die vierte, die mittelländische oder iberische Haupttrasse weniger eigenartig und unterscheidbar und ist mehr nach kulturellen als nach körperlichen Merkmalen festgestellt und besonders von englischen Forschern (Huxley) angenommen worden. Sie war aber vermutlich sogar der Träger der neolithischen Kultur, der Schöpfer der Zivilisation, das Grundvolk der heutigen Kulturwelt. Die eigenartige Entwicklungsform ihrer neolithischen Kultur, die Elliot Smith heliolithische Kultur nennt, schloß fast überall folgende merkwürdige Gebräuche in sich (Wells, Grundlinien der Weltgeschichte S. 70):

1. Die Beschneidung; 2. die sonderbare Gewohnheit, daß nach der Geburt eines Kindes der Vater das Bett hütet, die sogenannte „Couvade“; 3. die Anwendung der Massage; 4. das Herstellen von Mumien; 5. die

lithische Kultur, getragen von jenen braunen Menschen, die in Booten weite Meeresstriche befuhren, allmählich von der Urheimat am Mittelmeer über die wärmeren Gegenden der Welt ausgebreitet. Sie muß sich längs der Küsten des Stillen Ozeans und über die Inselketten nach Amerika ausgebreitet haben, lange nachdem sie in ihrem Ursprungsgebiet in andere Stadien getreten war. Die ersten Zivilisationen in den Tälern des Nil und des Euphrat-Eigris haben sich wahrscheinlich unmittelbar aus ihr entwickelt.

Amerika ist erst von vollentwickelten Menschen betreten worden. Zweierlei Einwanderung: 1. Mongoloide Jäger-nomaden paläolithischer Stufe. 2. Braune Menschen mit den Kulturbegriffen des heliolithischen Stadiums, doch ohne Weizenbau; Mais, das Getreide der Neuen Welt, ist eine durchaus anders geartete Pflanze als irgendeine in der Alten Welt bekannte. Doch auch hier der Gedanke des Säens verbunden mit Menschenopfer wie in der neolithischen Alten Welt.

V. Anfänge der Kulturen und Staaten

Epochen	Lebensweise	Technik	Kunst	Denken	Sprache u. Schrift	Gemeinschaftsleben
408 I. Früh- Paläolithische Zeit: Zeit des Submenschen	Nahrungssammler, Allesverzehrter (auch Aas, zerriebene Knochen) Höhlenbewohner.	Feuer, doch keine Gefäße, Feuersteinteile (Handbeile) Herichtung von Fellhüllen durch steinerne Schaber.	—	Sinne, besonders Geruchs- und Tastsinn scharf. Rein geregeltere Denken. Nur von Trieben ge- leitet	Noch keine Sprache, höchstens Lallen.	Kleine lockere Horden, un- stet; wenig Gemeinge- fühl, keine oder geringe Tradition. Vorherrschaft des ältesten Mannes der Horde und von zauberkundigen Männern (Vorläufer der Priester) oder Frauen (Vorläufer der Hexen). Greise Personen werden getötet.
II. Spät- Paläolithische Zeit: Wirkliche Menschen von ca. 35 000 v. Chr. an.	Jagd, Fallenstellen, Fischfang, Sammeln. Kannibalen. Hauptnahrung: Pferde- fleisch, keine Milch. Tierzähmung: Hund?, Pferd? Wohnung: Höhlen, viel- leicht auch Zelte aus Zweigen und Häuten.	Steinwerkzeuge, durch Schlagen geformt, all- mählich sehr fein u. scharf: Messer, Speerspitzen, Har- punen, Angeln, Frie- men, Nadeln. Bogen mit Holzspitzen? Fellkleidung mit Tierseh- nen genäht. Ledergefäße Talg-Steinlampen	Sehr scharfe Beobachtung, überraschend naturwahre Zeichnungen von Tieren, Reliefs von Tieren und Menschen, schöne Schnitzereien in Knochen und Geweihen Körperbemalung, Schmuck (Muscheln, Steine). Später auch lineare Gra- vierungen auf Knochen.	Denken rein gegenständ- lich, keine Unterscheidung von belebten und leblosen Dingen. Phantasie und religiöses Denken fehlen; rege, doch sprunghafte Einbildungs- kraft. Schreckhaft, Furcht vor Unreinem und Verbote- nem, „Tabu“, Tierzauber, Fetischglaube, Krankheits- beschwörer (Schamanen)?	Wortschatz sehr gering, ent- hält wohl nur Namen, keine Allgemeinbegriffe, Eigenschaftswörter und Sätze. Sprache ergänzt durch lebhafteste Gebärden und Zeichen, Tanzmimik. Erste Schriftzeichen (Bilder und Kurzzeichen).	
III. Zeit des Bodenbaus (Neolithische und Metallzeit) von ca. 10 000 v. Chr. an.	Zähmung von Schaf, Ziege, Esel, Rind, später Schwein. Anbau von Nährpflanzen: Berealien, Gemüse, anfangs mit Grabstock u. Hade, dann in der Alten Welt nördl. der Sahara mit Karst oder Pflug. Nahrung viel mannigfal- tiger. Später gegorene Getränke: Bier, Met, Wein. Hütten und Häuser aus Holz (Fahlbauten), Lehm, Luftziegeln, Schilf. Gemeinsame Schutzwälle.	Geschliffene u. durchlochte Steinwerkzeuge, Stiel- ärzte; Pfeile mit Stein- oder Knochen spitzen. Metallgeräte durch Schmelzen: Kupfer und Rupferlegierungen seit ca. 5000, Eisen seit ca. 3000 in der Alten Welt nördl. der Sahara. Tongefäße, Kochen mit heißen Steinen. Flechten von Körben, Matten, Spinnen und Weben von Flachs und Wolle. Boote und Wagen.	Weitere Ausgestaltung, besonders der ornamen- talen Malerei, Weberei, Stickerie. Megalithische Bauten, bes. Begräbnisstätten, Schmuck aus edlen Steinen und Metallen	Beobachtung der Gestirne, Tageszeiten, Mond- phasen. Berechnung und Zählen. Verehrung von Himmelsmächten, besond. Mond, Sonne, Donner und Blitz. Tradition und Konven- tion sehr behersehend. Zeremonien, Riten, Weihen, Menschen- und Tieropfer zur Abwehr von Unheil, Entführung, Her- beiführen von Segen. Auch Selbstverstümme- lung mit abergläubischer Bedeutung.	Ausbildung von Sprachen in getrennten Gegenden: einsilbige, agglutinierende flektierende [s. Skizze IV] Bilderchriften, dann Laut- (Silben-) Schriften, schließlich teilweise Buchstabenschriften.	Kern der Gesellschafts- ordnung: Hausgemeinschaften (Familien) und Sippen nach Mutter- oder Vater- folge. Viel lockerer sind größere Gemeinschaften, auf Ab- stammung beruhend (Stämme), zugleich Wehr-, Friedens- (Recht-) und Sakralgemein- schaften. Die Sippe ist Schutzver- band, das Verhältnis un- ter ihnen durch Blutrache geregelt. Alle freien Volks- genossen am Grundbesitz beteiligt. Mäßiger Sla- venbesitz. Häuptlinge nur, wo kriegerische Bedrohung möglich, sonst nur Richter mit Beirat der „Ältesten“. Tradition herrscht, münd- liche Rechtsüberlieferung.

a) Volle Seßhaftigkeit, wo Kunst von Boden und Klima Viehzucht und Ackerbau (mit Pflug und Zugtier, auch Hackbau) zur festen Grundlage des Daseins werden läßt, wo Wasser und Baumaterial genügend vorhanden. Siedlungsgemeinschaften: Dörfer, dann auch Städte (Tempel, Markt, Schutzwall), Verdrängen der Sippenordnung, Priester und erbliche Häuptlinge (Könige, Herreneigentum) üben an Stelle von Sippen-Ältesten und gewählten Stammeshäuptern Macht aus.

b) Mangelnde Seßhaftigkeit, Vorwiegen von Jagd und Viehzucht, Wechsel der Weiden, kriegerisch.

1. Vorwiegend Viehzucht, Ackerbau nebenher von Weibern und Sklaven betrieben. Siedlung in zerstreuten Gehöften, häufiger Wechsel der Wohnstätten und Fluren, lockere demokratische Gemeinwesen (Ur-Arier, Germanen), Verehrung von personifizierten Naturkräften; Priester und Häuptlinge schwach.

2. Keine Viehzüchter, Nomaden, von Fleisch- und Milchnahrung lebend, in Innerasien Pferde-
zucht und Reitkunst entwickelt. Religiös indiffe-
rent, Zauberpriester (Schamanen). Straffe Or-
ganisation, Herrschaft des Mannes. Oft Zu-
sammenschluß unter kräftigen Führern zu Raub-
und Kriegszügen.

Sehshafte Völker und Kulturen

5. u. 4. Jahrtausend

Sumerier am unteren Euphrat erste Städtebauer (Luftziegel), turmartige Tempelgebäude. Stadtkönige priesterlicher Herkunft in Uppur, Uridu, Lagasch, Larsu, Uruk, U. usw. Künstliche Bewässerung durch Kanäle. Keilschrift auf Tonplatten, Sexagesimalsystem.

Ägypter am unteren Nil. Zahlreiche Gauen mit Tempel als Mittelpunkt. 4241 v. Chr. Feststellung des Sonnenjahres. ca. 3300 Zusammenfassung der Gauen von Süden (Oberägypten) her, 1. Dynastie von Thinis und Abydos (Narmer, Menes). Gottkönige.

Älteste Funde auf Kreta und in Troja (4. Jahrtausend).

Beständiges Einsiedern von Nomaden und Halbnomaden in Kulturlande, oft durch kriegerische Einbrüche und Festsetzung als Herrscher und Kriegsskizzen unter den Ackerbauern. Sie gründeten da Staaten, die ersten, die diesen Namen verdienen, indem sie den Unterworfenen Rechtsordnung, Steuer- oder Tributzahlung auferlegen und eine Kriegsverfassung aufrichten. Regelmäßig verschmelzen sie sich nach einiger Zeit mit den Unterworfenen und gehen in deren höherer Kultur auf, bis sich ein gleicher Vorgang wiederholt. Schon die ersten geschichtlichen Völker sind vermutlich solche Eindringlinge, die sich in eine sehshafte Kultur hineingesetzt haben, im weiteren Verlauf spielen semitische Wüstenstämme, verschiedenartige Gebirgsvölker und auch indogermanische Wandervölker im vorderen Orient, Äthiopier in Ägypten, mongolische Völker (Hunnen, Tungusen, Türken) in Ostasien diese Rolle.

Reich von Sumer. Reich von Elam (Susa)

3. Jahrtausend.

Sargon I., erster großer Eroberer, Reich von „Sumer und Akkad“, ca. 2750. Bald wieder Zerfall in Stadtkönigtümer, Kämpfe mit Elam.

ca. 2800—2700. Die großen Pyramiden bei Memphis, Königsgräber der 4. Dynastie. ca. 2100 Erneuerung des verfallenen Reiches von Süden, Theben, aus (mittleres Reich — ca. 1800). Eroberndes Ausgreifen nach Syrien und Nubien unter Amenemhat I.—III., Uferbefestigung I.—III., Tempelbauten, Nilregulierung, Anlage des Mörissees im Fajum.

Kreta ca. 2500 Blüte von Reich und Kultur der minischen Könige, Riesenpalast von Knossos, hervorragende keramische Kunst.

Indien Drawidische Kulturen am Indus und Ganges?

China Chinesen vom Tarimbecken am Weiho und mittleren Hoangho sehshafte, Priesterkönige: Yu der Große, ca. 2200 (?).

Erste semitische Eroberungswelle (Akkader).

Semitischer Staat Assur am Tigris vor 2100.

Der Amoriter Hammurabi gründet ein Großreich mit der Hauptstadt Babel nach 2000. Älteste Kodifikation. Semitische Sprache wird herrschend, das Sumerische verschwindet.

Herrschaft der „Hyksos“ (Hyksos), 16. Dynastie, ca. 1800—1600.

Rossäcker Herrschaft ca. 1700—1400.

Babylonische Kultur und Sprache in Vorderasien vorherrschend.

Arisches Reich von Mitani in Mesopotamien.

Die Hethiter im östlichen Kleinasien.

Zweite semitische Welle — Assyrer und Amoriter, in Mesopotamien, Kanaanäer in Syrien.

Arische Hyksosvölker erscheinen am Indus, in Iran und Mesopotamien, auf der Balkanhalbinsel.

Semitische Hyksos erobern einen Teil Ägyptens ca. 1800.

Rossäcker aus dem Zagrosgebirge bemächtigen sich der Herrschaft in Babylonien ca. 1700. Durch alle diese Eroberer werden das bis dahin im vorderen Orient unbekannte Pferd und der Kriegswagen dort verbreitet.

2000—1500

1500—1000

15. Jahrh. Rege friedliche und kriegerische Beziehungen, diplomatischer Verkehr zwischen den vorderorientalischen Staaten: Ägypten, Babylon, Elam, Assur, Hethiter, Mitani, erkennbar aus den Tell-el-Amarna-Briefen des ägyptischen Staatsarchivs. Verkehrssprache in Vorderasien die Sprache der handelsgewandten Aramäer (Hyksos).

ca. 1550—1150 das „Neue Reich“. 18. Dynastie, Theben. Der erste streng zentralisierte, nicht feudale Staat mit festbesoldeten Beamten und Truppen, regelmäßigen (Natural-) Steuern, Magazinen. Kolonisation Nubiens, Eroberungen in Syrien (Thutmosis I. u. III., Amenhotep III. u. IV. Prachtbauten in Theben. 19. Dynastie: Seti I., Ramses II.

ca. 1500—1300. Die „mykenische“ Bronzezeit am Ägäischen Meer. Burgenkönige mit Goldschätzen. Orientalische Kultureinflüsse.

ca. 1400—1000. Die arischen Indier erobern das Gangesland.

Untergang der hethitischen und mykenischen Kultur, Zerstörung der VI. Stadt von Troja.

ca. 1170 erste geschichtliche Seeschlacht: Ramses III. schlägt die „Seevölker“ bei Migdol.

1122 Tatarische Dynastie Tschou.

14. Jahrh. Vierte semitische Welle: Aramäer in Syrien (Königreich Damascus u. a.) aus der syrischen Wüste.

ca. 1300—1100 große Völkerwanderungen im östlichen Mittelmeergebiet. Eindringen von Thrakern (Phryger, Armenier u. a.) in Kleinasien, der Hethiter, Atoles, Bolyer, Dorer in die griechische Halbinsel, Ausbreitung von Achäern, Joniern u. a. über das Ägäische Meer, Kleinasien, Küste und Syrien. Philister (von Kreta) in Palästina. Seit ca. 1200 Ausbreitung hebräischer Stämme im Jordanland. ca. 1200 Hunnen-Reich in der Mongolei.

Die Bedeutung Afrikas für die Weltherrschaft

Von Prof. Dr. Ernst Schulze, Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handels-Hochschule Leipzig

Dieser Aufsatz wurde geschrieben, bevor der Krieg Frankreichs gegen Marokko begann. Die hier entwickelten Ansichten erfahren dadurch eine neue Bestätigung.

Wir stehen vor einer neuen Zeitwende. Nachdem uns die Weltgeschichte seit Jahren mit gewaltigem Flügelschlag umrauschte, ist uns fast die Empfindung dafür abhanden gekommen, wenn neue grundstürzende welthistorische Umwandlungen am Horizonte sichtbar werden. Zweifellos sind sie im Anzug. Die ganze Welt macht heute, treten wir weit genug zurück, um einen umfassenden Rundblick zu gewinnen, den Eindruck eines brodelnden Herdkeffels. Rein Weltteil ist in Ruhe. Europa, Asien, Nord- und Südamerika nebst Afrika (und endlich Australien, dessen Geschehnisse vor allem von dem Kräfteverhältnis der Völker an beiden Ufern des Stillen Meeres abhängen) stehen vor Umbildungen von weltgeschichtlicher Tragweite.

In Afrika ist, nachdem der Weltkrieg die Herrschaft über den schwarzen Weltteil fast ganz in die Hände der Großmächte der Entente gelegt zu haben schien, mithin fast in demselben Augenblick, als England hätte beginnen können, seinen Plan eines durch die Kap-Kairo-Bahn zusammengefügten britischen Kolonialreiches, das von Nord nach Süd das ganze östliche Afrika umspannt, zu verwirklichen, in dem nördlichsten Teil dieses gewaltigen Länderstreifens ein Aufruhr losgebrochen, der, hundertmal niedergeschlagen, trotzdem unaufhörlich von neuem emporlodert, so daß England gezwungen gewesen ist, auf das Protektorat über Ägypten zu verzichten, dieses vielmehr als souveränen Staat anzuerkennen. Die Erklärung des „Foreign Office“ vom 29. Januar 1922, die britische Regierung habe sich bereit erklärt, das Parlament aufzufordern, das Protektorat über Ägypten zu beenden, Ägypten als souveränen Staat anzuerkennen und der Bildung eines ägyptischen Parlaments sowie der Wiedererrichtung eines ägyptischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten zuzustimmen, sobald einige Bedingungen erfüllt seien, dürfte von der späteren Geschichtsschreibung als ein welthistorischer Wendepunkt betrachtet werden. Die Bedingungen lauten bekanntlich: Die britische Regierung muß volle und wirksame Garantien haben, erstens, daß die Reichsverbindungswege gesichert sind, zweitens, daß Großbritannien das Recht und die Macht zum Schutz der ausländischen Gemeinschaften in Ägypten behält, und drittens, daß Ägypten gegen jede unbeteiligte oder mittelbare Einmischung oder gegen einen Angriff von außerhalb geschützt wird.

Selbst wenn man annimmt, daß England versuchen wird, trotzdem auch weiterhin Einfluß auf die inneren Geschehnisse Ägyptens auszuüben, so wird es doch von der nationalen Geschlossenheit der Ägypter abhängen, wie weit das Erfolg haben kann. Die Tatsache aber, daß ein geschlossener nationaler Wille diesem Volke ein politisches Gewicht gibt, das es seit Jahrhunderten nicht besaß, ist von kaum zu überschätzender Tragweite. Treten doch die Ägypter damit aus der Reihe der passiven Völker heraus, als die sie von einer gefälligen europäischen Theorie allzusehr betrachtet wurden. Fortan dürfte nicht nur der wirtschaftliche Einfluß Ägyptens (der ägyptische Devisenkurs ist selbst dem englischen überlegen!)

sich bemerkbar machen, sondern auch das Selbstbestimmungsrecht, das diese Nation mit einer Entschlußkraft in Anspruch nimmt, es den Engländern trotz vorübergehenden Machtschwankungen verwehren, sie weiterhin wie bisher als bloßes Objekt ihrer Politik zu behandeln.

Großbritannien wird es einem seiner Bundesgenossen aus dem Weltkriege nicht eben Dank wissen, daß es der ägyptischen Unabhängigkeitsbewegung einen sehr kräftigen Anstoß gab. Als Italien nach einem jahrelangen wechselvollen Kriege die Überzeugung gewann, daß es mit Waffengewalt niemals in den Besitz der Kyrenaika und Tripolitaniens gelangen würde, obwohl es beide Länder auf dem Papier schon längst annektiert hatte, entschied es sich dafür, eine friedliche Einigung mit den Bewohnern zu suchen. Am 30. September 1911 hatte Italien die ersten Truppen an der Küste Nordafrikas gelandet — übrigens in der Absicht, England und Frankreich zu verhindern, ihrerseits die Kyrenaika und Tripolitaniens untereinander zu teilen —, aber noch im Frühjahr 1919 erstreckte sich die italienische Herrschaft nicht über die unmittelbar an der Küste gelegenen Orte hinaus. Sie traten deshalb in Verhandlungen mit den Arabern ein. Selbstverständlich forderten nun diese unter Berufung auf die vierzehn Punkte Wilsons die volle Freiheit. Da Italien aber nicht ganz und gar auf die Oberherrschaft verzichten wollte, so kam endlich eine Einigung dahin zustande, daß zwei autonome Gebiete unter der Souveränität Italiens ins Leben treten sollten.

Schon im Juni 1919 erschien der Verfassungsentwurf für Libyen, durch den Italien den Einwohnern Parlamente nebst voller Autonomie in Verwaltung, Gericht und Schule nebst Befreiung vom Kriegsdienst gewährte.

Allein England und Frankreich erkannten sofort die Gefahr, die ihnen durch diese Anerkennung der Selbstverwaltungswünsche der Eingeborenenbevölkerung der Kyrenaika und Tripolitaniens drohte. Sie erhoben deshalb Einspruch, damit die Freiheitsbewegung nicht auf Ägypten, Tunis und Algerien übergriffe. Italien mußte daher das den Arabern in Libyen gemachte Anerbieten zurückziehen, weil es in Europa selbst noch dringendere Interessen hatte, für deren Lösung der Widerstand Englands und Frankreichs zu überwinden war.

Nachdem es Italien jedoch gelungen war, die Adriafrage aus dem Problembereich der europäischen Diplomatie auszuschalten, konnte es seine Pläne in Nordafrika von neuem aufnehmen. In der festen Überzeugung, daß dort mit Gewalt gar nichts mehr auszurichten sei, kam man nun der Bevölkerung auf das äußerste entgegen. Schon im Februar 1919 ließ man Abgesandte des Groß-Senussen, des Herrschers der Kyrenaika, nach Rom kommen und nahm sie auf das glänzendste auf. Im königlichen Salawagen fuhr man sie zum Quirinal. Abordnungen aus Tripolitaniern folgten: zunächst das Oberhaupt dieses Landes, dann Abgesandte der meist von Juden bewohnten Städte, endlich solche der Stämme des Inneren.

Die von Italien ersehnte Einigung gelang zunächst mit

den Senussen. Als Grundlage dient die Anerkennung der inneren Selbständigkeit der Kyrenaike, die als besonderes „Emirat“ unter der Herrschaft des Groß-Senussen Idris mit eigenem Parlament und eigener Ortsverwaltung organisiert wurde, während Italien nur die Souveränität und die wirtschaftlich-kulturelle Durchdringung vorbehalten bleibt.

Wenige Monate nach dem pomphaften Empfang der Abgesandten des Groß-Senussen in Rom wurde das erste arabische Parlament der Kyrenaike — das erste arabische Parlament überhaupt — in Benghazi durch den Bruder des Königs von Italien, den Herzog von Udine, eröffnet. In seiner Rede, in der selbstverständlich die Anspielung auf das Weltreich der römischen Vorfahren am Mittelmeer nicht fehlte, heißt es:

„Indem Italien Benghazi das Grundgesetz und die parlamentarischen Einrichtungen gewährte, zeigte es noch einmal, daß seine Mission in der Welt nicht die ist, seine eigenen Gebräuche, seine eigenen Gesetze, seinen eigenen Glauben andern Völkern aufzudrängen, sondern die, Glauben, Gebräuche und Gesetze zum gemeinsamen Ziele des Fortschritts in Harmonie miteinander zu bringen. In diesem Ziele ist die Pflicht der Regierung klar enthalten: die Achtung vor der Verfassung und den Gesetzen zu sichern, den Aufstieg des kyrenaischen Volkes durch unparteiische Verbreitung unserer und seiner Kultur zu fördern, strenge und ganze Gerechtigkeit und Sicherheit im Lande zu gewährleisten, alle öffentlichen Werke und solche, die nicht Unternehmungen der privaten Kräfte einzelner sein können, zu beginnen und zu vollenden, die freie Entwicklung und Unterstützung der privaten Initiative zu verbürgen, indem ein gerechter Anteil der Intelligenz dem Kapital, der Arbeit der Söhne der Kyrenaike gewährt wird, die auf ihre Reichtümer ein natürliches Recht haben.“

Keine Frage, daß dieser glänzende Sieg der Freiheitsbewegung der einheimischen Bevölkerung der Kyrenaike in den sämtlichen Nachbarländern und weit darüber hinaus schnell bekannt und mit Jubel begrüßt wurde. Der erste Stein war damit aus dem mit starken Händen gefügten Gewölbe der Herrschaft der europäischen Völker über Afrika herausgelöst. Das ganze Gebäude steht daher heute nicht mehr fest. Allmählich muß es zerbröckeln.

* * *

Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß von jeher alle Staaten, die nach Weltmacht strebten, in Afrika Fuß zu fassen suchten.

Die imperialistischen Staatswesen des Altertums haben samt und sonders Heere nach Afrika gesandt. Assyrien und Babylonien, später endlich Alexander der Große, drangen mit erobernder Hand nach Ägypten vor, und, wenn möglich, von dort aus weiter nach Westen. Auch die Römer machten sich schon lange vor Begründung ihres Weltreichs mit dem dunklen Weltteil zu schaffen. Zuerst kämpften sie mit Karthago. Nachdem in den blutigen Schlachten der Punischen Kriege die Blüte der römischen Jugend samt Konsuln und Konsularen dahingefunken war, gelang es Rom endlich, als es sich jahrzehntelang erholt und zu dem letzten entscheidenden Stoß vorbereitet hatte, unter Scipio seine mächtige Gegnerin Karthago zu zerstören. Noch aber stand in Afrika das größte Reich — das ägyptische — aufrecht. Erst unter Cäsar sank es dahin; nicht ohne seine Regierungsform und seine Herrscherverehrung dem Römerreiche zu vererben.

Und immer weiter drangen die römischen Waffen in das afrikanische Festland vor. Noch heute begegnet man mitten in der Sahara Trümmern römischer Brunnen, römischer Steinbauten, römischer Grabdenkmäler. Ein ganzes Pompeji hat man in der afrikanischen Wüste bloßgelegt. Hätten die Römer vollkommenere Transportmittel für ihr Vordringen in Afrika gehabt — sie konnten nur Zugochsen für die Transporte benutzen, weil das Kamel damals als Schiff der Wüste noch nicht zur Verfügung stand —, so hätten sie ihre Eroberungen in Afrika zweifellos noch weiter ausgedehnt.

Wenige Jahrhunderte darauf beginnt ein neuer Kampf der Weltmächte wiederum in Afrika. Die Moslems dringen von Osten her dort ein, sie erobern die ganze nördliche Küste und schreiten von dort über die Meerenge von Gibraltar nach Westeuropa vor. Nachdem sie durch Pipin in Frankreich zum Stehen gebracht sind, bleiben ihre Reiche in Spanien noch jahrhundertlang mächtig; mehr noch in Afrika. Als das letzte Maurenreich 1492 durch die Eroberung von Granada in Trümmer brach, blieb doch die Maurenherrschaft an der Nordwestküste Afrikas, die im Grunde bis heute fortdauernde, nebst dem Mameluckenreich in Ägypten bestehen. Auch erwiesen sich die Schranken, die die Moslems sogleich zu Beginn ihrer Eroberungszüge dort dem europäischen Handel mit Asien in den Weg stellten, noch immer als unüberschreitbar. Gerade deshalb sahen sich die Portugiesen gezwungen, an der Küste Afrikas nach Süden zu fahren, um einen Seeweg nach Ostindien zu entdecken. Aus demselben Grunde unternimmt Kolumbus seine Fahrt nach Westen und ist, als er das erste amerikanische Land sieht, überzeugt, Jipangu (Japan) vor sich zu haben.

Es lag in der Natur der portugiesischen Wünsche, daß man sich in Afrika mit punktförmigen Besitzergreifungen zufrieden gab. Hatte man kleine Handelsplätze und geeignete Landungsstellen für die Ostindienfahrt gewonnen, so waren die ersten Wünsche erfüllt. Wollte man doch Afrika nicht um Afrikas, sondern um Ostindiens willen. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts war der flächenhafte Besitz europäischer Staaten in Afrika im Vergleich zu dem Gesamtkörper des schwarzen Erdteils ganz unerheblich.

Immerhin gewann der dunkle Weltteil für die fremden Eroberer steigende Bedeutung, weil er neben Gold und Elfenbein einen der wichtigsten Handelsartikel jener Zeit, Sklaven, lieferte. Die Gewinnung von Gold hatte schon früher zu Fahrten nach Afrika gelockt. Das Goldland Ophir des Königs Salomo soll nach der Ansicht von Karl Peters im Sambesigebiet gelegen, vorher noch die ägyptische Goldexpedition unter den Königen Hatschepsu um das Jahr 1500 v. Chr. dorthin geführt haben.

Von der Sambesiküste aus und von Angola her stießen nun seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts die Portugiesen und zur selben Zeit längs der Senegalfurche die Franzosen vor, während die Holländer um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Südafrika Fuß faßten und dort eine Kolonie schufen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf 70 000 Quadratkilometer etwa 10 000 Weiße zählte.

Für die Weltmächte jener Zeit (namentlich Frankreich und England) war der Besitz afrikanischer Küstengebiete von hoher Bedeutung. Einmal bauten sie sie als Stützpunkte für ihre Kriegs- und Handelsschiffe, zweitens aber auch als Handelsmittelpunkte an. Hier erfolgte jener schmachvolle Tausch von Rum, Eisen- und Stahlwaren, Perlen und anderem Tand gegen Goldstaub und

gegen Sklaven. Diese wurden durch große Kriegszüge, zu denen sich gefällige Häuptlinge schon in der Hoffnung auf Feuerwasser gern bereit finden ließen, weit aus dem Innern herangeschleppt. Die Küstengebiete entvölkerten sich, weil die schwarze Bevölkerung dort bald von den Sklavenexpeditionen verbraucht war. Immer tiefer stießen die Sklavenjäger in das Innere vor, um den wachsenden Bedürfnissen, namentlich der europäischen Besitzungen in Amerika, zu genügen. Es ist kennzeichnend für die Bedeutung, die Afrika in dieser Beziehung für die damaligen Weltmächte besaß, wenn England sich in dem Frieden von Utrecht, der 1713 den Spanischen Erbfolgekrieg abschloß, als eines der wichtigsten Zugeständnisse von Spanien die Erlaubnis auswirkte, jährlich eine bestimmte Menge Sklaven in die spanischen Besitzungen in Amerika einführen zu dürfen. Ein feierliches Tedeum in der Paulskirche in London gab der englischen Freude über diesen Erfolg Ausdruck.

Wiederum stand das Schicksal Afrikas gegen Ende des 18. Jahrhunderts in offenkundigster Verbindung mit dem der Weltmächte. Weil die Engländer durch den amerikanischen Revolutionkrieg ihre wichtigsten Kolonien dort verloren, hatten sie kein Interesse mehr daran, daß der afrikanische Sklavenhandel nach Nordamerika weiter betrieben wurde. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß auch ein wahrhafter Vorteil für ihre Handelsflotte sich nicht mehr ergab, daß vielmehr die Verluste an weißen Mannschaften infolge der empörenden Zustände auf den Sklavenschiffen schwere Gefahren für die englische Handelsflotte mit sich brachten, verboten sie den Sklavenhandel und übten auf die anderen Mächte einen so energischen Druck in gleicher Richtung aus, daß sich selbst die Vereinigten Staaten 1807 zu einem offiziellen Verbot der überseeischen Sklavenzufuhr entschlossen, während England sich das Recht herausnahm, die afrikanischen Gewässer durch seine Kriegsschiffe abpatrouillieren zu lassen, um die Ausfuhr von Sklaven zu verhindern, was bekanntlich zu vielen Reibungen mit anderen Mächten führte.

Der Rückgang der überseeischen Sklavenausfuhr aus dem westlichen Afrika ließ diesen Weltteil in der Wertschätzung der Weltmachtspolitik ein wenig zurücktreten. Noch 1875 belief sich der Anteil Afrikas, der europäischen Mächten gehörte, auf nur 11 %. Fünfundzwanzig Jahre später waren nicht weniger als 90 % europäischer Kolonialbesitz. Die Ursachen werden von einigen Theoretikern in der Fertigstellung des Suezkanals und in dem Beginn der deutschen Kolonialbewegung gesehen. Durch beides seien die Blicke aller Völker stark auf den größtenteils noch freien Erdteil gerichtet worden. Die Blüte, die weiten Teilen der deutschen Kolonien beschieden war, habe fremde Begehrlichkeit angestachelt. Auch habe Deutsch-Ostafrika durch seine Lage den einheitlichen britischen Rahmen, den England für den Indischen Ozean wünschte, gestört. Allein bei solcher Theorie wird vergessen, daß die europäischen Mächte in den siebziger und achtziger Jahren deshalb ein Hürdenrennen um afrikanisches Gebiet begannen, weil überhaupt wieder eine neue Periode des Imperialismus angebrochen war. Auch machte sich als treibende Kraft vielfach der Wunsch geltend, die Rohstoffreichtümer, die in Afrika zweifellos vorhanden sind, für die eigene Volkswirtschaft zu erschließen. Seit den Entdeckungsfahrten Livingstones, Stanley, Schweinfurths und anderer Afrikaforscher wußte man, daß nicht nur tropische Rohstoffe dort zu finden sind, sondern auch wertvolle Mineralien. Der Elfenbeinhandel des

Rongogebietes nahm einen neuen Aufschwung, die steigenden Bedürfnisse in den wohlhabenden Ländern Westeuropas machten Elfenbein zu einem viel stärker begehrten Artikel als früher. Die reichen Kupferlager Kantangas, die Goldgebiete Südafrikas, die Diamantenfelder des Südwestens — kurzum alle möglichen Bodenschätze ließen Afrika nun als einen so wertvollen Besitz erscheinen, daß die europäischen Mächte nicht schnell genug die Hand auf die von Weißen noch nicht in Besitz genommenen Teile legen konnten.

Wo sie aber schon in Besitz genommen waren, kam es zu heftigem Ringen. England überzog deshalb die Burenrepubliken mit Krieg, weil es ihr Gold an sich ziehen wollte. Wie es im südafrikanischen Krieg dieses Ziel erreichte, so hat es im Weltkrieg der Gegenwart die deutschen Diamantenfelder des Südwestens an sich gebracht, — beides übrigens mit dem tragikomischen Erfolg, daß es (wenigstens im Augenblick) infolge der Verarmung Englands das Gold des Südens und die Diamanten des Südwestens nur noch gewinnen darf, ohne sie zu besitzen, da beide Schätze nach Nordamerika abfließen.

Vor dem Kriege gab es in Afrika drei Mächte von weltbestimmender Kraft: Frankreich, England und Deutschland. Dieses beherrschte zwar weder eine so große Fläche noch so viele Eingeborene wie Belgien; weltpolitisch aber fiel es mehr ins Gewicht. Was ihm an räumlicher Ausdehnung mangelte, suchte es durch Abmachungen mit der stärksten afrikanischen Weltmacht, England, über den portugiesischen und belgischen Kolonialbesitz zu ersetzen. Um das Jahr 1910 beherrschten die europäischen Mächte in Afrika:

	Flächeninhalt in Quadratkilometer	Einwohner
Frankreich	9 500 000 ohne Marokko	24 500 000
England	9 000 000 „ Ägypten	23 000 000
Portugal	3 000 000	5 500 000
Belgien	2 382 000	19 000 000
Deutschland	2 000 000	16 000 000
Italien	1 266 000	275 000
Spanien	261 000	635 000

Diese Ziffern sind einem Aufsatz des damaligen Berichterstatters des Budgets der französischen Kolonien, Senator Gervais, im „Matin“ vom 5. November 1911 entnommen, in welchem er den eben abgeschlossenen Marokko-Rongo-Vertrag rühmte, weil er als Vorbereitung zu weiteren kolonialen Zielen Frankreichs betrachtet werden könne. „Die Marokkofrage“, so schrieb er, „ist und bleibt in erster Linie eine europäische Frage, sie stellt einen Erfolg der französischen Politik in Europa dar. Die Organisation eines afrikanischen Europas muß von jetzt ab unser Ziel sein. Der Schwerpunkt unseres Landbesitzes liegt in dem französischen Reich in Nordafrika. Marokko ist nur der erste Abschnitt einer Politik auf ferne Sicht und von großer Spannweite, einer Enklavenpolitik. Sie geht an: Portugal mit seinem Guinea, England mit Sierra Leone, der Goldküste, Lagos und Nigeria, Deutschland mit Togo und Kamerun, und schließlich auch Spanien.“

Das Ziel der französischen Kolonialpolitik mußte nach den weiteren Ausführungen Gervais' sein: ganz Nordwest- und Mittelafraka für Frankreich allein — und dann ein beschaulicher Weltfrieden.

Der Krieg oder vielmehr der Friedensschluß hat diese Hoffnungen Frankreichs nur sehr teilweise erfüllt; der eigentliche Kriegsgewinner ist vielmehr England geblieben.

Heute gehören von ganz Afrika weit mehr als zwei Drittel Großbritannien und Frankreich; rechnet man ihre Trabantenstaaten Belgien und Portugal noch hinzu, von denen namentlich dieses der Willkür der Großen Ententemächte vollkommen preisgegeben ist, so bleiben überhaupt nur etwa 3 Millionen Quadratkilometer von den insgesamt beinahe 30 Millionen Afrikas übrig, die sich in anderen Händen befinden. Legt man die Ziffern des Gothaer Kalenders von 1920 zugrunde, der sich seinerseits hauptsächlich auf das „Statesman's Yearbook“ stützte, so wurde Afrika folgendermaßen aufgeteilt¹⁾:

	Quadratkilometer	Eingeborene
1. Großbritannien	11 200 000	62 119 000
2. Frankreich	11 150 000	32 901 000
3. Belgien	2 419 100	20 000 000
4. Portugal	2 057 000	7 738 000
5. Italien	1 633 650	1 550 000
6. Abessinien	1 120 400	10 000 000
7. Spanien	320 073	1 156 000
8. Liberia	95 400	1 500 000
Ganz Afrika	29 995 883	136 964 000

Freilich sind diese Ziffern nicht ganz sicher; aber annähernd genau sind sie doch. Die englische Ziffer ist wahrscheinlich zu hoch angenommen. Wenigstens muß man nach den neuesten Angaben des „Statesman's Yearbook“ (Jahrgang 1921) mit einer von England in Afrika beherrschten Menschenziffer von 59 912 756 Köpfen rechnen.

Die wichtigsten der dortigen 19 Verwaltungseinheiten sind:

	Einwohner
1. Britisch-Westafrika	22 900 958
2. Ägypten	12 950 000
3. Südafrika	6 521 635
4. Der englisch-ägyptische Sudan	3 400 000
5. Territorium Tanganyika	3 500 000
6. Protektorat Uganda	3 318 000

Insgesamt umfaßt der britische Besitz in Afrika 59 912 756

Auf alle Fälle dürfte England, obwohl es nur eine ungefähr gleich große Landfläche in Afrika sein eigen nennt wie Frankreich, eine sehr viel größere Menschenzahl dort beherrschen. Prof. Dr. Erich Obst (Breslau) gibt in seiner ausgezeichneten Schrift „Die Vernichtung des deutschen Kolonialreiches in Afrika“ die heutige Machtverteilung dort in folgenden Ziffern an:

Verchiebung des Staatsgebietes in Afrika durch den Weltkrieg:

Es gehören:	zum engl.-portug. Block	zum franz.-belg. Block	Rest
	in %	in %	in %
von der Gesamtfläche	44,2	45,3	10,5
von der Eingeborenenbevölkerung	51,0	38,6	10,4
von den Eisenbahnen	71,0	26,4	2,6
von den Telegraphenlinien	55,4	41,2	3,4
vom Gesamtandel	68,4	29,5	2,1

Freilich gibt es Sachverständige, die zu anderen Schlüssen gelangen. So meint Dr. Rudolf Asmis: „Sollte es später wieder einmal zu einer Machtprobe zwischen England und Frankreich auf afrikanischem Boden kommen, so dürfte sich Frankreich, so weit Afrika in Betracht kommt, in einer wesentlich günstigeren Position befinden,

¹⁾ Angeführt nach Dr. Erich Obst: Die Vernichtung des deutschen Kolonialreiches in Afrika. Berlin. Carl Flemming und C. E. Wiskott A.-G., 1921, S. 8.

als es im Jahre 1898 der Fall war. Ja, hält die skizzierte Entwicklung in vollem Umfange an, so wird es zum wirklichen Herrn Afrikas geworden sein.“

Indessen gründet sich diese Ansicht weniger auf die Ziffern der beherrschten Gebiete, als auf das innere Gewicht der Kolonialpolitik Frankreichs im Vergleich zu England. Es gibt zu denken, daß Ende August und Anfang September 1921 in London, Brüssel und Paris ein Negerkongreß tagte, dessen Entschlüssen Frankreich in der auffallendsten Weise verherrlichte. Frankreich versteht es eben, auch Negerseelen für sich zu gewinnen, während England allen Farbigen gegenüber den Herrenstandpunkt herauskehrt und sich damit unzählige Feinde schafft. Während in Ägypten der Aufstand tobt, während der ganze islamische Orient englandfeindlich gesonnen ist, scheint Frankreich eine wesentlich glücklichere Hand in seiner Eingeborenenpolitik zu besitzen²⁾. Selbst ein so guter Kenner der afrikanischen Verhältnisse wie Sir Harry Johnston meinte kürzlich im „Observer“: „Im ganzen genommen bin ich der Ansicht, daß die französische Nation seit 1871 das Negerproblem in Afrika und im tropischen Amerika klüger, überlegter und erfolgreicher behandelt hat, als die Engländer es getan haben.“

Es ist daher nicht unmöglich, daß Afrika der Prüfstein für die englische und für die angestrebte französische Weltherrschaft werden wird.

Aus dem britischen Herrschaftsgewölbe ist soeben einer der wichtigsten Steine hervorgebrochen: Ägypten. Eine Tatsache von unübersehbarer Tragweite! Zwei Fragen drängen sich auf: Wie steht es fortan um die politische Bedeutung der Kap-Kairo-Bahn? und ferner: Welche weiteren Folgen muß die Erringung der Unabhängigkeit Ägyptens nach sich ziehen? In der gesamten mohammedanischen Welt wird der Eindruck ungeheuer sein. Es zeigt sich jetzt, wie klug Italien tat, indem es 1920 nach jahrelangem vergeblichem Versuch, die Araber in dem von Italien annektierten Nordafrika als unumgängliche Untertanen zu beherrschen, der Lyrenaika Selbstverwaltungsrechte gewährte.

Dagegen wird der theoretische Besitz Tripolitaniens Italien nicht zum Segen gereichen. Es hat noch niemals wirkliche Macht über dieses Land gehabt und ist heute, trägt nicht alles, weiter entfernt davon denn je. Noch tobt dort der Waffenkrieg; er scheint den Italienern nicht gerade Lorbeeren zu bringen. Der wichtige Küstenort Misuratum, der ihnen 1915 unmittelbar nach dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg von aufständigen Eingeborenen entzogen wurde, ist erst jetzt mit vieler Mühe zurückerobert. Wenn Frankreich 1911 die Annexion der Lyrenaika und Tripolitaniens durch Italien duldet, so mögen jene boshaften Zungen recht behalten, die meinen, Frankreich habe die Schwierigkeiten, auf die Italien dort stoßen mußte, vorausgesehen, und deshalb den italienischen Eroberungswünschen Vorschub geleistet.

Es gärt im Orient, und keine Macht der Welt kann jene Forderung wieder zur Ruhe bringen, die im Weltkrieg auf Seiten der Entente als bequemes Kampfmittel benutzt wurde und die sich nun gegen ihre eigene Macht kehrt: das Selbstbestimmungsrecht der Völker.

²⁾ In der islamischen Welt bleibt Frankreich wegen seines Verhaltens in Syrien und Nordafrika verhaßt, wenn es sich auch bemüht, Türken, Perser, Afghanen und Ägypter entgegenkommen zu zeigen. Um die Neger bewirbt sich Frankreich freilich erfolgreich. Die Red.

Burg Neideck

Novelle von Wilh. Heinrich Riehl

I.

Es gibt in Deutschland mehrere Burgen dieses Namens, aber die schönste unter ihren Namensschwwestern ist ohne Zweifel jenes Neideck im ehemaligen Reichsfürstentum Westerau, welches heute noch in so stolzen Trümmern vom steilen Donschieferfelsen auf das Gebreite des Felbergrundes hinabschaut und weit übers Tal hinüber zu dem fernen Höhenzuge des Drill, an dessen Hängen das Städtchen Westerau mit dem neuen Fürstenschlosse lagert.

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges war ein Teil der Burg noch bewohnbar, die größere Hälfte dagegen dachlos und verfallen. Von hinten offen, von vorn durch Graben und Zugbrücke geschützt, galt das Felsenneß damals noch als eine Art Landesfeste, wenn auch nicht für uneinnehmbar, und hatte eine Besatzung von drei Mann, einen Feldwebel und zwei Gemeine, sämtlich invalid, dazu sogar ein Geschütz, eine alte Karttaune, die jedoch nur am Geburtstag des Fürsten ins Tal hinabdommerte und außerdem, so oft die Fürstin drüben im Schlosse wieder mit einem Prinzen oder einer Prinzessin niederkam.

Der Zweck der Besatzung war schwer zu ergründen; sie lag eben da, weil sie nicht abgezogen war, ein Trümmerrest der früheren Garnison, wie die vorhandene Burg ein Trümmerrest der alten Burg; die Invaliden dienten auf Neideck, weil sie nicht mehr dienen konnten, das war ja Grund genug. Übrigens hatten sie ein trockenes Quartier, gesunde Luft und lebten sehr billig.

Neben den drei Invaliden wohnte ein Schulmeister auf Neideck im kleinen Pförtnerhäuschen am Burgtor und hielt daselbst auch seine Schule, so daß der Lehrstand samt dem Wehrstande vertreten war, nur mit dem Nährstande sah es bei sämtlichen vier Burgbewohnern bedenklich aus.

Die arme Gemeinde Neideck – so nannte man zwölf strohgedeckte Hütten am Fuße des Burgberges – konnte kein Schulhaus bauen, darum hatte ihr der Fürst das Pförtnerhaus in Gnaden zu Schulzwecken eingeräumt, und da sich die Schulkinder aller Klassen höchstens auf zehn Köpfe belief, so hatten sie in dem dunklen Pförtnerstübchen Platz genug, sofern sie sich zusammenduckten wie die Schafe beim Donnerwetter.

Der Schulmeister, welcher Anno 1757 da droben saß, war Philipp Balzer, ein junger Mann, zum Unterschied von vielen andern Balzern der Umgegend der Burg-Balzer genannt. Sein Großvater Johannes, der älteste der bekannten Burg-Balzer, war Gemeindefeier gewesen, dem man das Pförtnerhaus als Hirtenhäuschen zugewiesen hatte, da es hierfür so gar günstig lag; denn am Südhange des Burgberges auf magerer Heide weideten die Kühe, Schafe, Schweine und Gänse des Dorfes in beschaulicher Eintracht. Johannes' Sohn Jakob, unseres Philipps Vater, war schon Schulmeister und Hirt zugleich, Philipp dagegen bloß Schulmeister. Er hatte das Hirtenamt aufgegeben, nicht weil das Schulamt nun für sich allein seinen Mann ernährt hätte, sondern weil die Gemeinde samt ihrem Vieh so heruntergekommen war, daß sie eines eigenen Hirten gar nicht mehr bedurfte. Philipp ließ durch die faulsten Schulkinder das Vieh hüten, eine etwas zweifelhafte pädagogische Maßregel, denn da alle Kinder im Sommer lieber auf der Weide sein mochten als in der Schultube, so wollte nun jedes das faulste sein.

Der Schulmeister und die drei Invaliden wären vielleicht die glücklichsten Menschen von der Welt gewesen, wenn sie etwas mehr zu essen und zu trinken gehabt hätten. Nur an diesen beiden Dingen fehlte es mitunter. Denn die Wohnung war, wie gesagt, trocken, die Luft gesund und die Kleider hielten auf der Burg unglaublich lange.

Das Idyll dieses glückseligen Lebens wurde im November 1757 durch beklemmende Nachrichten gestört. Die immer weiter brandenden Kriegswogen wälzten sich heran, obgleich man im Fürstentum Westerau vom Kriege gar nichts hatte wissen wollen. Schon konnte man vom hohen Doppelwarturm der Burg ganz ferne dumpfe Kanonenschläge vernehmen, und flüchtende Bauern aus den angrenzenden Ländern erzählten, daß die preussischen Husaren bereits auf zwei Meilen fura-gierten. Die Besatzung von Neideck war sehr in Zweifel, was sie tun solle, wenn der Feind wirklich käme. Der Feldwebel wollte die Burg in die Luft sprengen, allein dazu fehlte das genügende Pulver; von den Gemeinen sprach der eine für ehrenvolle Übergabe, der andere für Flucht ohne Umstände; der Schulmeister, den man auch zum Kriegsrat zog, für Behauptung des Platzes bis auf den letzten Mann.

Ein fürstlicher reitender Jäger sprengte am 13. November, abends, in furchtbarer Eile den Berg herauf und brach allen Zweifel. Er übergab dem Kommandanten eine versiegelte Order des Inhaltes: da die Burg unhaltbar sei, so solle die Garnison sofort unter Mitnahme aller Waffen und Vorräte abmarschieren und sich hinter die Schwarzach-

linie zurückziehen, wo sie von der Reichsarmee würde aufgenommen werden. Was aber von Kriegsgerät und Proviant nicht mitgenommen werden könne, das sei zu zerstören.

Die Besatzung war mit dieser Order sehr zufrieden und die Ausführung um so leichter, da man sehr wenig mitzunehmen und gar nichts zu zerstören brauchte. Nur die Kanone erregte Bedenken. Da sie keine Lafette hatte, auch alles Zugvieh aus dem Dorfe geflüchtet war, so konnte sie nicht mitgenommen werden. Der Feldwebel wollte sie nach Kriegsgebrauch vernageln, wußte aber nicht, wie man das anfängt; einer von der Mannschaft wollte sie zersprengen, doch das schien gefährlich; zuletzt folgte man dem Räte des Schulmeisters und stürzte sie in den Brunnen des Burghofes, welcher zweihundert Fuß tief und seit Menschengedenken trocken war.

Vor dem Abmarsch bat der Feldwebel den Schulmeister, daß er ihnen als gelernter Geograph genau sage, wo eigentlich die Schwarzachlinie anfangen. Obgleich er es selbst nicht recht wußte, gab Philipp doch die gewünschte Auskunft mit jener Sicherheit, die jeder Lehrer von Amts wegen haben muß; denn die erste Regel aller Schulmeisterei ist, daß man es seine Schüler nicht merken lasse, wenn man selber nichts weiß, und darum geeigneten Falles lieber etwas Verkehrtes sage als gar nichts.

Die Soldaten wollten den Schulmeister mitnehmen zu seiner Sicherheit. Allein er hielt es für sicherer, dazubleiben, und sah bewegten Herzens, wie seine alten Freunde so rasch und leise, Gespenkern gleich, den Burgberg hinabschritten und in der schweigenden Nacht verschwanden.

Die werden nicht wiederkommen, sprach er bei sich, und jetzt bin ich allein Herr der Burg. Hierauf wand er die Zugbrücke auf, verschloß sorgsam das Tor und ging in sein Häuschen, wo er schon seit vorgestern einen Haufen Äpfel, Nüsse, gedörrte Zwetschen, Brot und etwas Speck und Rauchfleisch zusammengetragen hatte. Mit diesem Proviant, einem alten Schlafrock und Gottsched's „Kritischer Dichtkunst“ belud er sich und schlich verstohlen zum westlichen Felsenhange des Burgberges. Dort horchte er nach allen Seiten, ob er auch ganz allein sei, denn sehen konnte er nichts in der stichdunklen Nacht, kletterte dann ein Stück verfallenen Mauerwerkes hinan, bog dicht verwachsenes Dornesträuch auseinander und kroch durch den Spalt, der sich dahinter öffnete, in ein altes Gewölbe, welches in einen verschütteten Gang auslief. Dieses Loch war sein Scheimnis, niemand aus dem Dorfe oder von der Besatzung kannte es; er hatte es schon als Knabe entdeckt und immer verborgen gehalten. Schon vor Jahren hatte er sich dort ein Ruhebett aus Moos und welkem Laub bereitet und gar manchen regnerischen Nachmittag einsam verträumt. Denn er liebte es, sich völlig in die Ritterzeiten zurückzuversetzen, und das gelang in dem Helldunkel des Gewölbes allemal am besten. Mit großer Mühe verfrachte er dann wohl auch, den Schutt des eingestürzten Ganges wegzuräumen und dort weiter vorzudringen. Er hatte im Straßburger „Sinkenden Boten“ gelesen, daß man im verschütteten Keller einer elässischen Burg etliche Fässer Weines gefunden habe, so uralt, daß die Fäßdauben weggefaßt gewesen seien, allein der Wein habe sich seine eigene Haut gezogen und nun in derselben wie in einem Faße gelegen. Vielleicht fand sich auch hier noch so ein Hohenstaufenwein „in der eigenen Haut“. Schade, das es dem Burg-Balzer niemals gelungen war, den verschütteten Gang freizumachen!

Er beschloß, in seinem Gewölbe zu bleiben, bis der erste Anprall des Kriegsturmes vorüber sei, und etliche Tage konnte er es da unten schon aushalten. Und ohne Zweifel befand er sich hier sicherer als die flüchtigen Bauern in den Wäldern. Allein, nicht bloß diese vernünftige Erwägung hieß ihn auf der Burg versteckt bleiben, sondern mehr noch ein romantischer Zug des Gemütes. Denn dafür war Philipp Balzer ein deutscher Schulmeister.

Ich bin der Burg-Balzer, so sprach er zu sich selbst, ich muß meiner Burg Treue bewahren und stehe und falle mit meiner Burg. Ich bin der angestammte Wächter von Neideck, die Soldaten waren nur Mietleute. Mögen mich die Preußen mit der Burg in die Luft sprengen: lieber fahre ich auf diesem raschesten Wege zum Himmel, als daß ich treulos die Burg meiner Väter verlasse.

In der Tat fürchtete er übrigens gar nicht, mit der Burg in die Luft zu fahren, weil er sich noch zu großen Dingen berufen glaubte: zum Retter und Wiederhersteller von Burg Neideck. Diesen Glauben gründete er auf eine alte Sage.

Neideck war das Stammschloß der Fürsten von Westerau, welche dort bis zum Dreißigjährigen Kriege residiert hatten. Damals flüchtete die Herrschaft beim Herannahen der Kaiserlichen, aber eine starke

Besatzung behauptete das Schloß, und die Bauern der Umgegend fanden dort Schutz für sich und ihre Habe und priesen Neideck als die wahre Landesfeste. „Es ist eben immer eine gute Burg gewesen“, wie der Schulmeister zu sagen pflegte, „kein gemeines Raubnest.“ Allein in dem schlimmen Jahre 1634 drohte der mit Flüchtigen überfüllten Feste der Proviant auszugehen, und das ganze umliegende Land war rein ausgezehrt. Da befahl der kommandierende Burgoogt, daß alle Frauen und Kinder als unnütze Verzehrter die Burg verlassen sollten. Es gab ein furchtbares Heulen und Flehen; denn wohin sollten sich die Armen wenden? Der Kommandant blieb hart: sie wurden ausgetrieben. Da stießen die Frauen vor dem Tor die schwersten Verwünschungen aus gegen die ungastliche Burg, nicht einen Fluch, sondern dutzende durcheinander; denn jede Frau hatte ihre besondere Zunge. Drei Flüche aber waren es, welche aus allen im Gedächtnisse des Volkes geblieben sind. Der eine lautete: „Neideck soll in Trümmer fallen, daß die Steine noch nach hundert Jahren zeugen wider den unritterlichen Burgoogt!“ Der andere:

„Hundert und mehr Jahre sollen vergehen, ohne daß je ein Burgoogt auf Neideck durch Frauenhuld beglückt werde!“ Der dritte: „Zur Schmach der Männer muß es noch kommen, daß eine Frau die Burg rettet, wenn der letzte Mann daran verzweifelt!“

Die beiden ersten Flüche hatten sich bereits erfüllt. Denn bald nach dem Abzug der Frauen wurde die Burg erstürmt und der östliche Flügel in Trümmer gelegt, worauf dann der ganze mächtige Bau in immer weiterstehenden Verfall geriet. Die herrschaftliche Familie bezog Neideck nicht wieder, sondern residierte seitdem im neuen Schlosse des Städtchens Westerau; dagegen hatte noch geraume Zeit ein fürstlicher Vogt oder Amtmann auf der Burg seinen Sitz. Aber kein Amtmann auf Neideck wurde fortan mehr durch Frauenhuld beglückt. Etlliche waren und blieben Junggesellen, zwei zogen als Witwer auf; der einzige aber, welcher eine Frau mitbrachte, wurde von ihr so sehr geärgert, daß er sich eines Tages im obersten Turmstübchen den Hals abschnitt. Er hatte sich „von Haas“ geschrieben, und jener Turm hieß seitdem der Hasenturm.

Also war nur noch der dritte Fluch unerfüllt: daß eine Frau zur Schande der Männer die Burg retten solle.

Obgleich der Schulmeister nun eigentlich keine Frau war, glaubte er sich doch vorbestimmt zur Erfüllung dieses Fluches, der wiederum die Versöhnung in sich trug. Er dachte sich aber die Sache so kühn, daß er seine Gedanken in tiefster Brust verschloß und nicht einmal mit sich selber laut darüber redete.

Diese Gedanken bewogen ihn, vorab trotz aller Kriegsgefahr auf der Burg zu bleiben, sie hoben ihn über alle Angst und Langeweile, und er zehrte an ihnen in dem dunklen Loche fast noch begieriger als an seinen gedörrten Zwetschen und dem Speck, hatte auch Zeit genug dazu, denn Tag und Nacht verging, ohne daß er sich aus dem Gewölbe herausgetraute. Am zweiten Tage spürte er einen brandigen Geruch – vermuthlich ging das Dorf jetzt in Flammen auf; auch glaubte er öfters nahen und fernem Kanonendonner zu hören, Pferdegekrappel, Schwertergeklirr und anderes unheimliches Getöse. Dann wurde es wieder totenstill.

Nachdem er zwei Tage und drei Nächte in dem Gewölbe gesteckt und des Sitens und Liegens, auch des Obstes und Speckes genügend überdrüssig geworden war, schlüpfte er frühmorgens heraus in die Dornbüsche, welche den Eingang deckten. Ein nahes Geräusch erschreckte ihn. Da er aber fand, daß es von einer wohlbekannten Siege kam, die an den letzten spärlichen Blättern des Spätherbstes nagte, so wagte er sich ganz aus den Dornen hervor. Das Dorf lag unverfehrt im heiligen Morgenfrieden zu seinen Füßen, es war nicht abgebrannt, auch sah und hörte man weit und breit nichts von Krieg. Das tröstliche Bild im goldigsten Sonnenschein lockte den Schulmeister immer weiter ans Licht, und nachdem er auch einige Bauern erpäht hatte, die ihre geflüchtete Habe ins Dorf zurückführten, wagte er sich ganz heraus, schlich verstohlen um den Burgberg herum und betrat das Dorf von der entgegengesetzten Seite, damit niemand das Geheimnis seines Gewölbes errate.

Nun erfuhr er, daß die gefürchteten Husaren gar nicht nach Neideck gekommen seien, und daß der Kriegslärm sich schon weit und immer weiter hinweggezogen habe. Die Bauern empfanden Scham und Reue über ihre törichte Flucht, sie hatten in den Wäldern argen Frost und Hunger ausgestanden, das Vieh hatte elend gelitten, mutwillige Buben hatten die Strohseimen auf dem Felde angezündet, auch in den verlassenem Häusern viel Unfug verübt; man brauchte eine ganze Woche, um den Schaden wieder gutzumachen und die versäumte Arbeit nachzuholen.

Der Schulmeister dagegen wurde als ein kluger Mann gepriesen, weil er allein zu Hause geblieben sei. Bescheiden und geheimnißvoll lehnte er alles Lob ab, rühmte aber die Burg, welche auch in Trümmern noch dem Lande Schutz gewähre.

Ein jeder Mensch bedarf des Glaubens, und fester als je zuvor glaubte der Burg-Balzer an seine Burg.

II.

Am 15. Februar 1763 sprengten zwölf Kuriere mit Hörnerschall aus dem Schloßhofe zu Hubertsburg und jagten nach allen vier Winden, um den eben abgeschlossenen Frieden „den respektiven Höfen“ zu verkünden, und ein ganzes Geschwader von reitenden Postillionen jagte hinterdrein durchs weite römische Reich, um den Frieden aller Orten „solenniter auszublasen“.

Der siebenjährige Krieg war zu Ende, und auch Burg Neideck hatte nun für ein ganzes Menschenalter Ruhe, die Türme hörten keinen fernen Kanonendonner mehr, und der Schulmeister brauchte fürder keine Belagerung zu bestehen. Er freute sich herzlich des Friedens, und es war ihm dazu eine Nebenfreude, daß derselbe der Hubertsburger hieß; denn er hielt dieses Hubertsburg für eine wirkliche Burg.

Der Burg-Balzer war nun völlig Alleinherrscher auf Neideck; die Invaliden kamen nicht wieder, der Bau, welchen sie bewohnt, zerfiel und wurde bald dachlos. Philipp jubelte, daß nun die ganze Burg Ruine sei; Burgruinen hielt er für herrenloses Gut, welches dem jeweiligen Besizergreifer zufalle, und betrachtete darum die ganze gewaltige Trümmermasse als sein Eigentum.

Vielleicht hätte sein lebhafter Geist die trockene Schulmeisteri auf die Dauer gar nicht ausgehalten, aber seine Burg machte ihm das saure Tagewerk süß.

Bei schönem Wetter hielt er die Schule im Burghof. Da schatteten blühende Holunderbüsche, der blaue Himmel leuchtete durch die geborstenen Mauern, die Dohlen flatterten um die Türme, die Spähen zwitscherten in allen Ecken – ach, da ward es ihm so heimelig wohl

zumute, und er gedachte der Träume seiner eigenen Kindheit in dieser Trümmer- und Märchenwelt, und das im Takt gesprochene ABC der bösen Buben klang ihm wie ein Frühlingslied. Oder er ließ sie einen Choral singen, der wie im Kanon von den Wänden widerhallte, und die große alte Zeit mit ihren eisernen Gestalten stand vor seinen Augen, und der kreischende Kindergefang mit all seinen falschen Noten flog wie ein Hymnus zum Himmel empor.

Besonders gern wählte er das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“. Und war es ausgefungen, dann erklärte er den Kindern, wie man sich Gottes Treue und Stärke gar nicht tiefer ausdenken könne als unter dem Bilde einer Burg. Ein naseweiser Junge bemerkte einmal, die Burg sei aber ganz zerfallen und jedes Frühjahr wackele und berste ein weiteres Stück. Allein Philipp entgegnete, scharf zurückweisend:

„Sie zerfällt nur hier und da, um uns durch den Segensatz die unzerstörbare Dauer der Haupt- und Grundmauern desto anschaulicher zu machen; denn die sind für die Ewigkeit. In diesem Sinne also ist die Burg so recht das Bild des unwandelbaren Gottes. Auch hat Luther jenes sein unvergängliches Lied auf der Burg zu Koburg erfunden und die Bibel auf der Wartburg übersetzt, so daß man auch ihn füglich einen rechten Burg-Balzer nennen könnte – nur in hundertfach vergrößertem Maßstabe,“ wie er bescheiden lächelnd hinzufügte.

War aber ein Maitag noch einmal so schön, dann griff er zu seiner Flöte und ging blasend den Burgberg hinab, die Kinder hinterdrein, und so zogen sie zum Walde der Burg gegenüber. Dort blies Philipp ein Echostückchen, bei welchem die Burg Antwort gab, und die Kinder

Im Herbst 1775

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäufelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach,
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen.

*

Von Goethe vor 150 Jahren auf der Schweizer Reise im Herbst 1775 geschrieben; zuerst veröffentlicht im September 1775 in der von Johann Georg Jacobi herausgegebenen Zeitschrift „Jus“ zu Düsseldorf. Jacobis Wohnhaus zu Pempelfort ist bekanntlich im Maltastengarten noch erhalten.
(Mitgeteilt von Dr. St.)

forderten singend und rufend das Echo heraus. Nachher erzählte er dann den Kindern von andern Burgen der Umgegend, die aber lange nicht so schön und merkwürdig seien wie Burg Neideck.

An Sturm- und Regentagen mußte er die Schule freilich im engen Pförtnerstübchen halten; er besaßte sich dann möglicher Kürze, und kaum waren die Kinder draußen, so stieg er entweder auf die zwei höchsten Türme oder ins Burgverlies, um, wie er sagte, den Schultaub abzustreifen. Er kam aber meistens ganz mit Kalkstaub bedeckt zurück.

Die Burg war durch ein Doppelturmpaar ausgezeichnet, welches, den ganzen Bau hoch überragend, weit ins Land hinein schaute. Der eine dieser Türme war aus dem ersten Stock des anstoßenden Palas oder Ritterbaues zugänglich, der andere konnte nur von der höchsten Rinne des Nachbarturmes selbst bestiegen werden vermittelt der sehr wackeligen Holzbrücke, welche ganz oben das Turmpaar verband. Man gelangte dann von der Spitze in jenes Stübchen hinab, wo sich der Amtmann den Hals abgeschnitten hatte, denn dies war der „Häselturn“.

Da oben auf der geländerlosen Brücke ließ sich dann der Burg-Balzer den Schultaub wegblassen; vom Sturme gezaust stand er auf dem morschen Balken und stieß Rufe aus, deren Sinn kein Mensch verstand: „Heia Weia, Weigala Weial“ und dergleichen altdeutsche Naturlaute, wie er glaubte, und dünnelte sich einen Hochwächter, der den Feind fernher aus den Schluchten des Drill heranziehen sah und die Burgmänner warnte.

Oder er kroch mit kaum minderer Gefahr in das tiefe Burgverlies, wo er vor Jahren etwas faules Stroh und die Scherben eines alten Kruges gefunden hatte, ohne Zweifel das Bett und Trinkgefäß des letzten Gefangenen. Da sah er den Glenden, eine lebendige Leiche, vor sich liegen und bedauerte nur, daß keine Knochen mehr zu entdecken waren; trotz seines guten Herzens hätte er den armen Schelm am liebsten hier verhungern lassen.

Nachdem er so die Wonne des Kerkersehers geschlürft, stieg er wieder ans Licht, durchkletterte die dachlosen Wohnräume und rastete im Rittersaal, dessen Gewölbe, aus allen Fugen weichend, ein leises Geriesel von Kalk und Steinbröckchen herabsandte. Dort saß er mit den edlen Herren und Frauen zu Tisch und leerte den großen Humpen. Rar er dann naß und kalt und doch gluthieß wieder in seine jämmerliche Stube, so labte er sich an einer Brotkruste und einem Schluck Wasser und war glückseliger, als jene Ritter bei ihrem Humpen vielleicht jemals gewesen sind.

Mitunter, doch selten genug, besuchten auch fremde Pfarrer und ferienreisende Studenten und Schulmeister die Burg. Dann erschien der Burg-Balzer als freundlicher Führer. Er drängte sich nicht auf, sondern man suchte ihn; galt er doch weit und breit für mindestens ebenso merkwürdig wie seine Burg. Man folgte ihm gern und hörte willig seine niemals stockende Rede. Er verstand, von jeder Mauer und jedem Loch zu sagen, was das alles bedeutet habe, und vollends von der Geschichte der Burg wußte er weit mehr als alle Chroniken und Urkunden. Schenken ihm dann die Fremden einige Kreuzer, so nahm er das Geld dankbar an, legte es aber in eine Sparsbüchse, die er auch in der größten Not nicht öffnete. Dieses Geld, so sprach er, gehört der Burg; er nannte es den „Burgfonds“ und hatte große Dinge damit vor, wovon wir noch weiter hören werden.

Nur einmal erging es ihm übel. Als er nämlich den berühmten Präzeptor Mosenbruch herumführte – über welchen man Föcher's Gelehrten-Lexikon nachschlagen kann –, widerlegte dieser seine Behauptung, daß der Häselturn schon zu Hermann des Cherusters Zeiten erbaut worden sei, und als er dem Präzeptor die Sage von den drei Flüchen der Frauen erzählte und von der bereits eingetretenen Erfüllung der beiden ersten Flüche, versicherte derselbe, diese Sage sei erst entstanden, nachdem sich der letzte Amtmann den Hals abgeschnitten habe; das Harren aufs Eintreffen der dritten Verwünschung, daß die Burg zur Schmach der Männer durch eine Frau gerettet werden solle, sei aber schon um deswillen ein Unsinn, weil an der Burg gar nichts mehr zu retten sei.

Philipp Balzer erwiderte voll Ingrimm kein Wort, wies aber auch dieses einzige Mal den überreich dargebotenen Führerlohn zurück. Denn in dem Burgfonds, sagte er zu sich selbst, soll nur Geld aus reinen Händen kommen, das heißt von Leuten, die es gut meinen mit meiner Burg.

III.

Die Bauern von Neideck hatten ihren Schulmeister gern, weil er ihren Kindern das Lernen so angenehm, ja bei gutem Wetter zum Feste machte. Philipp freute sich dieser Anerkennung, wies aber alles persönliche Verdienst von sich ab: Ich beherrsche die Kinder und das ganze Dorf, aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Burg.

An schönen Sonntagnachmittagen zogen die erwachsenen Burschen und Mädchen von Neideck gern auf die Burg und die Alten gestellten sich wohl auch dazu, man setzte sich auf der Schattenseite des Burghofes zusammen und plauderte und sang. Der Schulmeister erzählte, was er neues von Kriegen- und Friedensläufen wußte; da dies aber sehr wenig war, so kam er immer rasch wieder zu den alten Ritters.

Er lehrte auch das jüngere Volk viel schöne alte Lieder singen vom Lindenschmied und Schüttenjam, vom Falkenstein und dem Schloß in Österreich und vom Fräulein aus Britannia. Es kamen dann sogar, durch den hellen Gesang gelockt, Burschen und Mädchen aus den Nachbardörfern, und alle gestanden, daß es an ihrem Dorfbrunnen lange nicht so schön sei als in der Neidecker Burg.

Unter diesen fremden Mädchen befand sich auch öfters des Röderbauern Liese aus Steinfurt. Sie war ihres reichen Vaters einziges Kind, gesund und stark, zwanzig Jahre alt und weit und breit berühmt wegen ihres langen blonden Haares; denn sie konnte sich bequem auf ihre eigenen Zöpfe setzen. Wann der Burg-Balzer erzählte oder vorsang, dann blickte sie ihn allemal starr an mit weit geöffneten Augen und halb geöffnetem Munde, was sehr angenehm zu sehen war, und dachte, was der Burg-Balzer doch für ein merkwürdiger Mensch sei, der alles wisse und viel geschierter sei als all die dummen Bauern und doch der ärmste Teufel in der ganzen Gemeinde. Das eine erfreute und das andere betäubte sie, und sie hätte ihm gern helfen mögen.

Philipp bemerkte rasch genug, daß Liese fast jeden Sonntag in den Burghof kam und immer nur ihn anstarrte, und so dachte auch er bald nur an sie und sprach zu ihr hin, wenn er allen erzählte, er ließ sie Solo vorsingen und kam dann in der Ferz hinterdrein, und so wurden sie einander gut; erst entspann sich eine „Bekanntschaft“, dann ein „Verhältnis“, welches zum heimlichen „Verspruch“ führte, wie das nicht bloß auf alten Burgen zu geschehen pflegt, sondern auch anderswo; allein Philipp sprach zu sich: dieses neue und unerhörte Glück hat mir wiederum meine Burg gebracht.

Als der glückliche Schulmeister endlich vor den Röderbauern trat und um die Hand seiner Tochter bat, wollte der Alte vom Heiraten nichts hören, weil der Werber zwar alles wußte, aber gar nichts hatte. Abgesehen kleidete er seinen Widerspruch in die einfachste und wie er meinte, zarteste Form, indem er sagte:

„Solange ich lebe, gebe ich meiner Tochter keinen Kreuzer heraus nach meinem Tode kann sie machen, was sie will.“

Der Bauer war erst ein Vierziger und in seinem ganzen Leben noch nicht krank gewesen, also mochte Liese wohl sechzig und mehr Jahre alt werden, bevor sie an eine Heirat mit dem armen Burg-Balzer hätte denken dürfen.

Dieser kannte die reichen Bauern genau, er wußte, daß der Röderbauer seinen Sinn nicht ändern und bei Lebzeiten niemals etwas „herausgeben“ werde. Er verfiel darum in tiefe Melancholie, erkannte aber, daß er sich seiner Burg erhalten müsse, und gewann in der Verzweiflung den Mut, nunmehr Hand an ein Unternehmen zu legen, welches er schon lange in der Seele trug, ohne daß er es anzufassen gewagt hätte; er schrieb eine Geschichte der Burg Neideck.

Und beim Schreiben leuchtete ihm immer heller die Hoffnung auf, daß er durch dieses literarische Werk dennoch zuletzt sein geliebtes blondes Mädchen gewinnen werde. Nicht als hätte er auch nur entfernt erwartet, durch das Buch zu Geld zu kommen. Er wußte gar nicht, daß man ausnahmsweise einigen Autoren auch Geld für ihre Bücher gab, glaubte vielmehr, daß jedes Buch dem Verfasser viel Geld koste. Aber gerade darum hatte er seinen „Burgfonds“ angelegt. Auch bildete er sich keineswegs ein, durch das Buch etwa ein berühmter Mann zu werden und mit seinem Ruhm das Herz des Röderbauern zu rühren. Er wußte wiederum recht gut, daß hundert bare Gulden weit rührender auf dieses Herz wirkten als aller Schriftstellerruhm der Welt. Und dennoch hoffte er, durch das Buch zu seiner Frau zu kommen und durch die Frau als der erste Burgvogt seit hundert Jahren auf Neideck glücklich zu werden, und Liese war durch ihn ohne Zweifel vorbestimmt, alsdann die Burg zur Beschämung der Männer zu retten. Wie das alles aber geschehen solle, das konnte er keinem Menschen genau sagen; denn er wußte es selbst nicht genau. Genug, daß er neben seiner heimlichen Schriftstellerei auch seine heimliche Liebe hegte.

Je seltener es ihm aber fortan vergönnt war, das Mädchen zu sehen, um so eifriger schrieb er an der Geschichte von Neideck, und so hob und tröstete wiederum die Burg den unglücklich Liebenden.

Schon hatte er fünfzig Folioblätter in zierliche Reinschrift gebracht, als eine Schulvisitation in Neideck erschien. Philipp brauchte sich nicht zu fürchten. Wenn auch die faulsten unter seinen Schülern das Vieh füteten und folglich bei Sonnenschein jedes gern das faulste sein mochte, so kamen sie doch beim Donnerwetter um so gewisser zur Schule. Und sie wußten mehr als die Schüler der Nachbardörfer, weil sie der Schulmeister in der Begeisterung für seine Burg an sein Herz zu ziehen gewußt hatte. In der selbstlos treuen Liebe für sein Heiligtum war er das größte Kind, darum liebten ihn auch die Kinder.

Der Scholarch, gleichfalls etwas Altentümler, troch nach der Prüfung mit dem Burg-Balzer durch alle Winkel des alten Gemäuers und hörte staunend, wie beredt und phantasiereich dieser ärmste Schulmeister sprach. Bei des hohen Vorgesetzten unerwarteter Teilnahme für alles Burgliche geriet andererseits Philipp in eine Art Rausch des Entzückens, und dieser Rausch gab ihm, dem Schlichternsten, den Mut, das bis dahin so verschämt geheim gehaltene Manuskript seiner Burggeschichte hervorzuziehen. Tief errötend überreichte er's mit zitternder Hand. Der Scholarch überflog das erste Kapitel, welches den Titel führte:

„Fünfundzwanzig verschiedene, doch sämtlich annehmbare Vermutungen über Sinn und Verstand des Namens Reideck“, und zu dem Schlusse kam, daß das Wort für alle Zeiten kein Et bedeuten solle, worauf der Reid wohne, sondern um welches man die Bewohner beneiden müsse.

Er fand die Schönschrift vortrefflich, die Tatsachen zwar etwas schwankend fundamementiert; allein auf diesem Fundament erhob sich ein Gedankenbau noch kühner als die Burg selbst samt ihrem Doppel-turm. Der Stil endlich war durchaus originell. Denn obgleich der Burg-Balzer niemals einen ordentlichen Stil gelernt, so hatte er doch mit dem Herzen geschrieben, was und wie er schreiben mußte, und das gibt immer Stil. Seine Burg hatte ihn schreiben gelehrt.

Der Scholarch schwärmte für die Rousseauschen Ideen, welche eben die Welt zu erobern begannen; er sah in dem Burg-Balzer den Mann des Volkes, der sich in der Einsamkeit selber zu alle dem gemacht hatte, was er war – und wahrlich zu nichts Schlechtem; – eine Art Rousseauscher Persönlichkeit; ja er entdeckte sogar in Philipps Lehrmethode die unbewußt geübten Grundsätze des philanthropischen Erziehungssystems. Der Schulmeister kannte nicht einmal den Namen Rousseau; er hatte keine Ahnung vom „Emil“, der eben von allen Fremden einer „aufgeklärten“ und „empfindsamen“ Pädagogik verschlungen wurde, und doch hätte man das Idyll seiner Schulmeisterei als einen reizenden Nachtrag zum Emil niederschreiben können.

Die Tränen der Rührung traten dem armen Mann ins Auge, weil der Scholarch gar so gut und freundlich war und ihm beim Fortgehen so überaus huldvoll einen guten Abend wünschte. Das war ein Glückstag gewesen und den hatte ihm wieder seine Burg gebracht! Zum Dank beschloß er, ihre Geschichte noch um etliche Bogen über das ursprünglich gefetzte Maß auszudehnen.

IV.

Nach vier Wochen kam ein großer Brief – „Dienstfache“ – an den Schulmeister Philipp Balzer, worin ihm die Schulstelle zu Ottenheim angetragen war, eine doppelt so gute als die bisherige. Sie lag im Südgau des Fürstentums, vom Volke der „Buttergau“ genannt, weil seine Wiesen so fett waren und die Bauern dort alle Tage Butter auf dem Brote essen konnten. Gar mancher Beamte, Pfarrer und Schulmeister trachtete nach diesem Gau und kam nicht hin, nun wurde der Burg-Balzer ohne alles Zutun dorthin berufen. Als Staffage seiner Burg hatte er sich dem Scholarchen so vorteilhaft dargestellt, während jene anderen Aspiranten ja nicht einmal eine Burg besaßen.

Und am selbigen Abend kam ein Freund zu Philipp herauf, um ihm zu gratulieren, nicht wegen der Schulstelle – denn davon wußte er noch nichts –, sondern wegen einer andern Glücksfunde, die soeben ins Dorf gebrungen war; der Röderbauer zu Steinfurt hatte gestern Rirschen gepflückt, woraus er seinen berühmten Schnaps zu brennen pflegte, und war vom Baum gefallen und hatte das Genick gebrochen. Erst sechszundvierzig Jahre alt, kerngesund und doch schon tot! Der Burg-Balzer wies den Glückwunsch zurück aus Zartgefühl, aber ein Glück war der Fall nun doch, das konnte er nicht leugnen, obgleich die Burg diesmal unschuldig war an dem neuen Glücke.

Am nächsten Morgen schloß Philipp seine Schule für drei Tage. Er war noch nie im Buttergau gewesen, der übrigens nur sechs Stunden entfernt lag, und es befiel ihn eine dunkle Angst, ob er's denn auch so weit von der Heimat werde aushalten können? Er wollte sich die Gegend erst einmal ansehen, dann aber auf dem Rückmarsch seine Braut in Steinfurt besuchen, um sie ritterlich zu trösten.

Der Weg führte ihn durch die fürstliche Residenzstadt. Ein Lächeln des Mitleids zuckte um seine Lippen, als er an dem neuen Schlosse vorüberging mit seinen korinthischen Säulen und Rundbögen; wie hatten die Fürsten, deren Ahnherren auf Reideck gewohnt, zu einem Renaissance-Palaste herabsteigen mögen! Er hielt sein Pfortnerhaus, welches von der Geschichte geweiht war, für weit fürstlicher als diese geschichtslosen Marmorhallen. Der Fürst kann seinem neuen Schlosse alles geben, nur nicht die Geschichte, ja das vermöchte unser Herrgott selber ebensowenig, als er einem neugeborenen Baron sechzehn ritterbürtige Ahnen geben könnte – so dachte Philipp, erschraf aber, da er sich solchergestalt – zu Ehren seiner Burg – auf einen Zweifel an der Allmacht Gottes ertappte, verwand den sinnverwirrenden Ge-

danken und schritt rüstig vorwärts über den schmalen Hochrücken des Drill, der den Nordgau des Fürstentums vom Südgau trennt.

Staunen ergriff ihn, als er von der Höhe herab zuerst dies gelobte Land ersah. Eine weite Fläche lag vor ihm gebreitet: gradlinig abgegrenzte Wiesengründe und wogende Kornfluren, von Obstalleen durchzogen. Und zwischen dem grünen und gelben Teppich blühten lachende Dörfer auf, weiße Häuser mit roten Ziegeldächern und funkelneue Kirchtürme. Nirgends Wald oder Fels, nirgends eine Burg oder auch nur ein Trümmerhaufen! Ihm ward bei dieser schimmernden Fläche so bange ums Herz, wie dem Sohne der Ebene, wenn er sich plötzlich in eine Alpenschlucht versetzt sieht. Die Berge erdrückten denselben; ihn zog das Flachland gleichsam inwendig auseinander.

Doch stieg er mutig hinab und erreichte bald das Dorf Ottenheim. Es sah zwar in der Nähe nicht ganz so sauber aus wie von weitem, und die Poesie des Schmutzes mangelte nicht völlig. Doch waren fast alle Häuser neu, weil ein großer Brand die alten mitgenommen hatte. Philipp ging geradenwegs in das verlassene Schulhaus, inognito, wie ein reisender Fürst, und ließ sich von einigen Buben die Schulstube zeigen. Sie war groß und hell, ganz weiß getüncht; die Fenster gingen auf einen engen Hof, in welchem vier junge Lindenbäumchen wie Besenreiser in die Luft ragten. Es befiel ihn brennendes Heimweh nach seinem Burghof. Wie hätte er hier leben, wie gar lehren können!

Eilends schüttelte er den Staub von den Füßen und lief ohne Rast wieder über den Berg zurück. Erst in Steinfurt machte er Halt und begrüßte das geliebte Mädchen mit dem langen blonden Haar. In Trauer gekleidet und mit etwas verweinten Augen war Lise doppelt schön. Sie dankte ihrem Philipp still freundlich für den Besuch, welchen er zwar nicht angesagt, den sie aber doch fest erwartet hatte; denn in einer Stunde sollte der Vater begabten werden. Im bestaubten Reiseroch – er besaß überhaupt keinen zweiten – ging Philipp tief bewegt mit im Zuge, und mancher Bauernbursche sah den armen staubigen Schulmeister neidisch an wegen des glücklichen Trauerfalls.

Nach dem Leichenschmause sprach Philipp dann mit Lise über ihre gemeinsame Zukunft. Das Mädchen freute sich sehr, daß er die schöne Schulstelle zu Ottenheim bekommen solle, obgleich sie nun reich genug war, ihrem künftigen Manne auch auf Reideck ein Haus zu gründen. So lag also ihrem Glück kein weiterer Stein im Wege.

Allein Philipp erklärte, nie und nimmer werde er in den Buttergau ziehen, wo es keinen Fels, keinen Wald, keine Burg gebe; er dürste Reideck nicht verlassen; dort seien ihm gewiß noch große Dinge vorbehalten.

Lise erklärte dies für eine Narrheit und suchte seinen Sinn zu wenden. Doch je kräftiger sie ihren Willen für Ottenheim betonte, um so halsstarriger und trostiger ward der sonst so milde Philipp, und sie kamen zuletzt so heftig hintereinander, daß Lise rundweg schwur, ehe sie in das Hirtenhaus auf der gasstigen alten Burg ziehe, wolle sie lieber gar nicht heiraten, und Philipp beteuerte, ehe er nach Ottenheim gehe, bleibe er lieber seine Lebtag ledig. Er meinte, Lise habe sich doch bisher so oft zu der schönen Burg gezogen gefühlt; sie aber versicherte ihm nun, wegen der alten Burg sei sie keineswegs nach Reideck gegangen, sondern, leider Gottes, wegen des jungen Schulmeisters, wie sie jetzt zu ihrer Schande bekennen müsse.

Das war zu stark für Philipp.

Er schied empörten Herzens, gab aber dem Mädchen Bedenkzeit. Nach vierzehn Tagen fragte er wieder an. Sie stritten sich noch ärger als vorher, und das blonde Bauernmädchen blieb nun erst recht fest bei seinem Willen. Da sagte Philipp: „Wer mich haben will, der muß mich mit samt meiner Burg nehmen.“

Und Lise: „Wenn ich die nicht mehr wert bin als die Burg, so will ich dich gar nicht.“

Hiermit war das zarte Band zerissen. Philipp verzichtete schweren Herzens, Lise vermuthlich etwas leichter. Aber der Burg-Balzer trug mit Stolz seinen Schmerz. Die Burg hatte ihm schon so viel gegeben, sie hatte ihn zu alle dem gemacht, was er war; nun mußte er auch ihr überzeugungsvoll ein Opfer bringen, und wäre es die reichste und schönste Braut.

Er verzichtete zugleich schriftlich auf die Schulstelle im Buttergau und war und blieb wieder, was er gewesen: der ärmste Schulmeister der kleinsten Schule des ganzen Landes, und schrieb weiter an seiner Geschichte von Reideck.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Deutsche

Ich las – und da rannen die Zähren mir über die Wangen schon –, einige Deutsche wären aus englischer Haft entflohn.

Einige Deutsche!!! Ein Schimmer von Hoffnung kost mich gelind: es gibt dennoch also noch immer Deutsche, die einig sind.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Man muß der neuen Leitung im Stadttheater unbedingt einräumen, daß angestrengt nach künstlerischen Gesichtspunkten gearbeitet wird und daß zugleich das Bestreben besteht, den Spielplan allmählich immer reichhaltiger zu gestalten. Daß dabei — neben den Neuheiten — ein ganz besonderes Gewicht auf Neueinstudierungen gelegt wird, ist doppelt begrüßenswert; denn bekanntlich kommt es einem Bühnenwerk selten zustatten, wenn es mehrere Jahre „steht“. Besonders zu Beginn sind aber solche Wiederholungen unmöglich auszuschalten. Dennoch gab es außer einer neuen Operette, der sehr geschickt wiedergegebenen „Gräfin Mariza“ von Emmerich Kalman, eine sehr geschmackvolle, das Leicht-



Nikolaus Lenau

Nach einem von Joseph Matthäus Wigner für Ludwig August Frankl, dem Freund des Dichters, gemalten Bilde

Zu Lenaus 75. Todestag

(22. August 1850)

flüssige des Werkes vorwiegend mit Erfolg betonende Aufführung des Rossinischen „Barbier von Sevilla“, in der an neuen Mitgliedern besonders Willy Fackbaender in der Titelrolle und der stimmungswaltige Bassist Karl Ludwik als Basilio erfreuten. Es dürfte sich nicht allzuoft ereignen, daß das stofflich nahe verwandte Werk — nämlich Mozarts unsterbliche „Figaros Hochzeit“ — in kurzem Zeitabstand ebenfalls in Neueinstudierung herausgebracht wird. Diesmal geschah es sogar, um festzustellen, ob das kleine Haus auch der Kammeroper eine Heimstätte bieten kann. Dieser erste Versuch bedeutete einen fast restlosen Erfolg. Der musikalische Teil wurde von Erich Orthmann in echt Mozartischem Geiste geleitet, die Spielleitung lag bei Professor d'Arna als in bewährten Händen. Die geschmackvollen, auf den beengten Raum weise Rücksicht nehmenden Bühnenbilder von Theo Schlonski gaben im Verein mit den stillen Kostümen dem Ganzen ein günstiges äußeres Gepräge. Margarete Brüggemann ist allerdings keine ideale Vertreterin der Gräfin. Doch waren im übrigen die meisten Rollen recht gut besetzt, vor allem ergab sich auch eine sehr glückliche Gesamtwirkung. Es kann daher mit Freuden festgestellt werden, daß der Versuch als Ganzes genommen durchaus gelungen ist. Hoffentlich ist's ein gutes Vorzeichen eines großen Aufstiegs!

Im Schauspielhaus tanzte die Wigmanschülerin Palucca. In der ganzen technischen Art ihrer Meisterin verwandt, erliegt auch sie mitunter der Gefahr des Konstruktiven. Und doch ist soviel Empfindungstiefe vorhanden, daß sie mitunter „Lieder ohne Worte“ tanzt. Am stärksten wirkt die hochbegabte Künstlerin, wenn sie sich auf heiterem Boden bewegt.

Wenn nicht ein ganz außergewöhnliches Ereignis ruft, sind die Konzertsäle sehr schwach besucht. Ein Zeichen der wirtschaftlichen Krise. Bei den städtischen Veranstaltungen kommt allerdings noch hinzu, daß der Gastdirigent sowohl von Presse wie von Kunstverständigen Hörern einmütig abgelehnt worden ist. Es sind nun Anzeichen dafür vorhanden, daß das öffentliche Musikleben wieder würdigere Form gewinnen wird. So viele erstklassige deutsche Dirigenten müssen in untergeordneten Stellungen ihr Dasein fristen, und doch wird hier allzu lange ein Führer gefesselt, der nicht mehr ist als ein guter Kapellmeister. Auf die unzulängliche Wiedergabe sei lieber gar nicht eingegangen. Statt dessen ein kurzer Auschnitt aus den Programmen: die 4. Sinfonie von Brahms, die Fünfte von Tschaiowsky, die äußerlich wirkungsvollen „Don Juan“-Variationen von Walter Braunfels, Ignaz Friedmann als hervorragender Ausdeuter des Ersten Klavierkonzertes von Chopin; in der Althapsodie von Brahms und den Mahlerischen „Liedern eines fahrenden Gesellen“ eine Künstlerin von Welt, Madame Charles Cahier. — Ein Zeichen der Zeit ist die Verschmelzung künstlerischer Vereinigungen. So haben sich Mozartgemeinde und Gesellschaft der Musikfreunde zusammengeschlossen, Immermannbund und Akademische Kurse werden gemeinsam das Collegium musicum übernehmen. Besonders der Immermannbund — eine der führenden künstlerischen Körperschaften — hat einen unverdient großen Verlust an Mitgliedern aufzuweisen. Da er stets alle geistigen Fragen mit größtem Feuereifer gefördert hat, ist ihm von Herzen ein neues Ausblühen zu gönnen. Der erste Mitgliederabend — ein frühklassisches Programm, ausgeführt durch ein treffliches Kammerorchester unter Leitung von Hermann Abendroth — war ein Festtag ganz besonderer Art. Zu interessieren vermochte ein Abend des echt amerikanischen Tenors Benjamin Bruce, der um so besseres leistete, je leichter die Kost war. Einige Kölner Künstlerinnen boten Brahms. Bei aller Hochachtung vor der tüchtigen Technik blieb aber die geistige Wiedergabe nicht ohne Erdenrest. Und nun zum Schluß — nicht als Zurücksetzung, sondern als Krönung — noch ein Gastspiel: das der Sirtinischen Kapelle, die mit ihrer sinnlichen, klanglichen Schönheit die großen altklassischen Meister des Gesanges immer von neuem zu einer einzigartigen Offenbarung werden läßt.

C. H.

Was man sich in der Pause erzählt.

Liebe Jugend!

Mein sechsjähriger Nefse Fritz hat eine dicke Freundschaft mit dem Nachbarsbuben, und den Schluß ihrer gegenseitigen Zusammenkünfte bedeuten immer ein paar Blutige. So auch letzten Freitag, an dem Fritz mit der Gartenschaukel einen über die Nase bekam. Über den Hergang der Sache war aus dem Buben nichts herauszubringen. Meine Schwester bemühte sich auch, vergebens. Schließlich mischte sich die sehr christliche Köchin ins Gespräch und sagte:

„Ja, aber Fritz, der liebe Heiland hat alles genau gesehen und weiß auch alles.“

Darauf Fritz:

„No loscht der's halt von dem verzähla.“

(„Jugend“.)

In Gedanken.

„Seit Monaten versuche ich vergeblich, den Lehrer ausfindig zu machen, der meiner Tochter vor Jahren Gesangsunterricht gab!“ — „Alte Geschichte! Nachher will's immer keiner gewesen sein!“

(„Flieg. Bl.“)

Indiskrete Frage.

„Können Sie mir einen guten Rechtsanwalt empfehlen?“

— „Justizrat Meier!“

„Hat der Sie schon mal freigezogen?“

(Meggend. Bl.)

Der Gelehrte.

„Herr Professor,“ sagte die Dame zu dem berühmten Gelehrten, „erinnern Sie sich meiner nicht mehr? Sie haben mich ja einmal um meine Hand gebeten.“

„Ach ja, jawohl. Und haben Sie sie mir gegeben?“

(„Morning Post“.)

Der neue Angestellte.

„Hat der Kassierer Ihnen gesagt, was Sie zu tun haben?“

„Ja, ich soll ihn weden, wenn ich Sie kommen höre.“ („Matin.“)

Richtigstellung.

Gast: „Kellner, ich habe gerade noch so viel Geld, um das Essen zu bezahlen. Zu Ihrem Trinkgeld reicht's nicht mehr.“

Kellner: „Stimmt schon, Herr! Bitte eine Minute, ich werde die Rechnung richtigstellen.“ (Japan Advertiser.)

Düsseldorfer Schauspiel. Friedrich Schillers letztes Drama, das Schauspiel „Wilhelm Tell“, wurde als Vorfeier zu des Dichters Geburtstag (10. November 1759) und als Nachklang der wiedergewonnenen Freiheit Düsseldorfs, die dritte Stufe der diesjährigen Theaterarbeit der städtischen Bühne. Das Werk entstand im „Großen Haus“ in einer Aufführung, deren Gesamtgehalt dem Arbeitswillen der Leitung und der Spieler ein gutes Zeugnis ausstellt. Man spürte deutlich den ehrlichen Versuch, die Spielform des Tell neu zu beleben und sie dem lauten Schwall der Worte von ehedem zu entkleiden, um eine einfache, harmlose Natürlichkeit an ihre Stelle zu setzen. Das persönliche Schicksal Tells und einzelner anderer Gestalten trat damit dem Gesamtgeschehen des Schweizer Volkes entgegen, der allgemeine Freiheitskampf ersuhr in seinem treibenden Handlungsatem durch diese Vermenschlichung seiner Träger eine Abschwächung und Erweichung, die einer gegenseitigen Durchdringung der Themen nicht förderlich war. Dramatisch bedeutet diese Auffassung einen Kraftverlust, sprachlich gerät sie mit dem Vers und seiner eigenen Spannung in Widerspruch, und überdies konnte die Aufführung dem selbstgewählten Stil nicht bis zum Ende durchhalten, so daß es pathetische Rückschläge gab. Ausgehend von der notwendigen Bindung des Tell an die Landschaft hatte Georg Hader die Bühnenbilder geschaffen, die, von einigen unnötigen räumlichen Beengungen abgesehen, dem Geschehen einen auf das Wesentliche abzielenden Rahmen gaben und die durch die Verwendung plastischen Materials die Anschaulichkeit hoben. Die Gefahr der opernhafte Wirkung blieb aber nicht ganz überwunden (Rüttelschlus), sie lag aber auch in der Richtung der Spielleitung Münchs, bedingt durch seine Auflösung des Ganzen in eine Anzahl intimer, lyrischer und idyllischer Teilstücke mit bildhaften Nebenabsichten und teilweise Selbständigkeitscharakter. Der inneren Handlungsverknüpfung wie der äußeren Szenenverknüpfung vermochte Münch nicht gerecht zu werden. Gute Ansätze zur szenisch-dramatischen Durchgliederung aller Teile zeigte er im Aufbau des nächtlichen Treffens auf dem Rüttli. Der Tell Arthur Malkowskys war ein gutmütiges Naturgeschöpf, sein Handeln blieb triebhaft bestimmt, der Zug menschlicher Größe, der Tell und seine Tat in ihrer vollen Bedeutung als Zeichen des Anbruchs einer neuen Zeit für sein Volk und sein Land erst in ihr richtiges Verhältnis zueinander setzt, fehlte ihm und nahm der Gestalt den gleichnishaften Sinn. Der Uebergang der Gestalt Tells in die seines Volkes vollzog sich nicht, sondern beide Welten, die einmalig persönliche und die allgemeine volkshafte, liefen bis zum Schluß nebeneinander her. Den richtigen seelischen Ton für die Kennzeichnung ihrer menschlichen Artung fanden Carl Eberhardt als Staufacher und Ewald Balser als Melchthal, in ihnen gipfelte die Darstellung des Abends, dem ein starker Anteil entgegengebracht wurde.

Daneben erschien im Spielplan als erster Schwan „Der wahre Jakob“, der die Lachmuskeln heftig in Bewegung setzte und mit einer Fülle verblüffender Verwicklungsmöglichkeiten aufwartete, aus denen die Darsteller ihren Honig mit vollen Jügen sog. Allen voran Ewald Balser als James Ellison mit schlagendem, natürlichem, gelöstem Temperament als junger verliebter Amerikaner, dann Gladeck, der als Stadtrat Peter Strube alle Wirkungen klug auszunutzen verstand, der köstlich gezeichnete Spießertypus Willi Borchardts, und die Ivette Maria Serenyis, die noch unfrei und hemmend wirkte, was den spielerischen Ablauf des Ganzen beeinträchtigte.

Ein Ehrenabend für den scheidenden langjährigen Komiker unserer Bühne, Emil Wirth, hatte die Verehrer seiner Darstellungskunst, die stets mit schlichten, aus dem Grunde seiner schauspielerischen Vollblutnatur quellenden Mitteln ihre durchschlagende Wirkung erzielte, noch einmal das „Große Haus“ füllen lassen, um mit Gerhart Hauptmanns „College Crampton“ eine reife Leistung des künstlerischen Vermögens Emil Wirths in sich aufzunehmen, die den weiten Umkreis seines Arbeitsfeldes erneut bewies. Der Abschied wurde zu einer eindringlichen Rundgebung des Publikums für seinen Liebling.

Auf das zweimalige Gastspiel von Luigi Pirandello mit seinem römischen Theater wird noch zurückzukommen sein.

Der italienische Schriftsteller ist eine Modetracht, hinter der sich keine Werte von Bedeutung verstecken. Er wird hoffentlich bald seine Rolle auf dem deutschen Theater ausgespielt haben, ebenso wie sein englischer Gegenspieler Bernard Shaw und die übrigen britischen Romdichterschreiber, von denen uns das Schauspielhaus einen mit einer Aufführung sogar versetzte. Jerome K. Jeromes „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen . . .?“ ist die des Landes übliche, mit den sozialen Fragen spielende Komödie, die von Akt zu Akt dünner und langweiliger wird, deren Vorbilder unverkennbar sind, und die niemals aus der Handlung, sondern nur aus Wortgeplänkel begriffen werden will. In der hiesigen Aufführung, die bei solchen Stücken immer alles ausmacht, führte der Komiker Knaack die Spielleitung, d. h. er ließ das Stücklein mit einem Einschlag zum Schwan hin spielen, aber auch das vermochte den Abend nicht vor der kühlen Aufnahme zu retten, obwohl Franz Everth als der berühmte John Parable eine erschöpfende, ausgerundete Gestalt von tüchtigem Format bot. Der erste nachhaltige große künstlerische Erfolg und Eindruck der neuen Spielzeit wurde die Erstaufführung des seit 1913

vorliegenden Dramas: „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“ von Frih von Unruh, den der Krieg und seine Wirkung leider in das Lager einer „europäischen Politik“ abirren ließen, der aber in diesem Werk den dramatischen Atem auf Grund seiner ganz unerhörten sprachlichen Ausdruckskraft derartig packt, schürt und auflockert läßt, daß einem die Person, das in sich verbrennende Genie dieses Prinzen mit dem göttlichen Funken, dessen kurzes strahlendes Dasein einer Sternschnuppe gleicht und der wie sie die Welt nach dem Erlöschen in tieferem Dunkel läßt, unmittelbar nahekommt und erschüttert. Gustav Hartung und E. T. Pilarz schufen diese wahrhaft schöpferische Aufführung, die in jeder Beziehung durchgearbeitet war bis in alle Folgerungen hinein. Die Darstellung gab alles her, was sie zu geben hatte, im Rahmen dieser natürlichen Beschränkung war sie vollendet, wenn sie auch eine Idealbesetzung nicht ganz erfüllen konnte. Walter Janssen als Prinz, Elisabeth Lennarz



Ernst Moritz Arndt

der vor hundert Jahren auf der Schneeflocke das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“ verfaßt hat

(August 1825)

als Pauline Wiesel, Franz Everth als König, Hedwig Sparrer als Königin und Frih Reiff als Wiesel, sowie Peter Esser, Karl Ryser, Harry Flatow und Kurt Reiff seien herausgestellt aus der großen Zahl der Mitwirkenden, die alle bei der Sache waren und sie zum Sieg führten.

Dr. St.

Im Düsseldorfer Apollotheater, der größten Spezialitätenbühne, gastierte im letzten Monat die überaus erfolgreiche Revue: „Hunderttausend Dollar“, ganz auf die Augen und das Schaulustbedürfnis des Publikums zugeschnitten, aber durch überraschende Ausstattungskünste bemerkenswert.

Das Düsseldorfer Schauspielhaus konnte am 28. Oktober auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Herr Geheimrat Kurt Ramlah, der von Anfang an mit den Arbeiten des Hauses aufs engste vertraut ist, hat am 23. Oktober in einem gehaltvollen Vortrag über die abgelaufene Zeit gesprochen.

Dortmund. Es war ein stark verheißungsvoller Auftakt, mit dem in diesem Jahre die Spielzeit unseres Theaters eröffnet wurde. Wagner, Goethe, Shaw waren die drei Autoren, die zuerst zu Worte kamen. Mäße in dem in diesen glänzenden Namen sich ausprägenden Programm der Geist der kommenden Spielzeit Ausdruck gefunden haben! Unverkennbar spürte man im „Fliegenden Holländer“ das Wirken der neuen Leute. Hans Wildermann, der uns nun wieder ganz gehört, hatte in Neuinszenierungen des Geisterschiffers und der Dalandstube den romantischen Charakter des Werkes stark unterstrichen. Dem neuen Oberregisseur Dr. Kron blieb kein großes Betätigungsfeld. Immerhin wollen wir die straffe Durchführung und äußerst lebendige Anteilnahme des Chores gern auf sein Konto buchen. Der größere Teil des unbestritten starken Erfolges fällt jedoch auf den neuverpflichteten Kapellmeister Josef Krips. In ihm vereinigen sich Wollen und Erfüllen und wir werden zweifellos seiner Stabführung noch manche genutzreiche Stunde verdanken. — Nach dem „Holländer“ d'Alberts „Tiefland“. Unterschiedlicher können zwei Welten nicht sein denn diese beiden Werke. Zwar auch hier reiche Erfindung, leuchtende Farben, rauschende, blühende Melodik, aber es ist gegenüber der hohen, sittlichen Wahrheit des „Holländers“ eine sinnbetörende, schwüle Luft, in der diese d'Albertsche Schöpfung gedeiht. Stände nicht über dem Ganzen die Verheißung des Hochlandes, in das der Mensch flüchtet aus dem Sumpfe des Tieflandes, es wäre unerträglich. Die Aufführung gab Herrn Krips erneut Gelegenheit, sein hohes Können zu zeigen. Das Orchester schwebte unter seiner Leitung in Klang und Wohlklang, nur manchmal den Gesang bedenklich übertönend. Dr. Kron's auf den Charakter des Werkes vorzüglich eingestellte Spielleitung war eine lobenswerte Leistung. Als Ganzes genommen hinterließ die Aufführung starke Eindrücke. — Man hat bei uns eine kleine Schwäche für Verdi. So kam gleich unter den ersten Opern auch seine „Violetta“ (La Traviata) zum Vorschein. Bestimmend für die Aufführung wird gewesen sein, der neuen Koloratursängerin Frau Köhler Gelegenheit zu geben, sich vorzustellen. Sie gab denn auch in der Titelrolle dem Abend eine Bedeutung, der über den einer gewöhnlichen Verdi'schen Opernaufführung erheblich hinausging. Unter den Hinzugekommenen steht sie unbedingt an erster Stelle. — Die Sängergesellschaft gab ebenfalls einen Abend, der entgegen aller Voraussetzung vorzüglich besucht war. Ohne absonderlich in die Tiefe zu gehen, zeigte die Veranstaltung neben weniger wertvollem bemerkenswerten Leistungen, die, getragen von dem durch straffe Disziplin geschulten, künstlerischen Willen der Führerin Ritta Rodet, dieser und dem gesamten Ballett begeisterte Zustimmung eintrugen.

Dortmunder Schauspiel. Mit Goethes „Egmont“, umrahmt von Beethovens berauschernder Klangfülle, eröffnete das Stadttheater seine diesjährige Spielzeit. Aus dem wundervollen Dreiklang von Dichtung, Musik und Bühnenbild erwuchs unter Maurenbrechers Spielleitung eine geschlossene Leistung von wuchtiger Wirkung. Mit der „Heiligen Johanna“ von Bernhard Shaw, die nun endlich auch bei uns ihren Einzug hielt, führte sich der neue Oberregisseur Oskar Wallack verheißungsvoll ein. Seine straffende Hand und die betonte Herausstellung der leuchtenden Wort- und Gedankeneinheiten waren deutlich spürbar. Leo Lenz' Kokoto-Lustspiel „Heimliche Brautsahrt“ errang dank seiner tadellosen Einfälle, seines launig-lustigen Wortgeplänkels einen fröhlichen Erfolg. Der erste Kammeroperabend brachte die Uraufführung von W. Nitsch-Stahns „Mutter“. Erbarmende Mutterliebe flößt der von dauerndem Dersinn befallenen Tochter den befreienden Todestrank ein und nimmt bekennermutig die Schuld auf sich, obwohl die Möglichkeit der Verheimlichung der Tat gegeben ist. Die Frage des Schauspiels: Darf man einer unheilbar

Kranken die erlösende Wohltat des Todes schenken? wird auf Grund rein menschlicher Erwägungen ohne Berücksichtigung juristischer und medizinischer Bedenken in bejahendem Sinne gelöst. Religiöse Anschauungen führen zu einer teilweisen Einschränkung. Die Aufführung, der Maurenbrechers Spielleitung gedämpfte Töne gab, rief mit-schwingende Bewegung und ergriffene Anteilnahme hervor. Im Burgwalltheater riß die heitere Dorfbegebenheit „Der Ehestreit“, durch den die Frauen ihre Männer aus den vermeintlichen Banden einer Kellnerin reißen wollen, durch seine eindeutigen, kräftigen bayerischen Verbheiten die Zuhörer zu ausgelassenster Heiterkeit hin.

Dr. Risse.

Dreisitättheater Hamborn-Oberhausen-Glabbeek. Der erste Spielmonat brachte an Schauspielaufführungen eine Tragikomödie von Rehfisch „Wer weint um Judena“ und Goethes „Faust“. Es ist zweifelhaft, ob die Wahl dieser Tragikomödie als Eröffnungsvorstellung geschickt genannt werden darf. Jedenfalls ist sie für das große Publikum zu literarisch und verfehlt bei vielen infolgedessen, weil nicht verstanden, den Eindruck. Zum Teil lag dies auch daran, weil das vom Verfasser verlangte Komödienhafte durch eine zu stark betonte und unterstrichene realistische Auffassung nicht recht zur Geltung kam.

Der von Ernst Hellbach-Rühn in Szene gesetzte „Faust“ war eine erfreuliche Leistung. Erich Werder als Faust wirkte im ersten Teile in Sprache und Spiel eindrucksvoll, verlor jedoch im zweiten Teile der Tragödie als zu sehr verjüngter Faust auch dadurch, daß Kurt Erhardt den Mephisto durch seine Art der Darbietung ungebührlich stark in den Vordergrund zu drängen versuchte. Lucile Weyand (Gretchen) schien im Anfang etwas unsicher, lebte sich während des Spieles immer mehr in ihre Rolle hinein, so daß schließlich eine anerkennenswerte Gesamtleistung zustande kam.

An Operetten sah man die „Dollarpriinzeßin“, das „Musikantenmädchen“ und den „Zigeunerbaron“, letztere als Festaufführung zur Rheinlandsfeier und zum 25jährigen Gemeindejubiläum der Stadt Hamborn. Da für die Operettenaufführungen Oberregisseur Aman, der über eingehende Bühnenerfahrung und Sachkenntnis auf dem Spezialgebiet der Operettenteknik verfügt, und außerdem die bereits in der verflochtenen Spielzeit erprobten und beliebten Operettenkräfte wieder verpflichtet worden sind, ließen die bisherigen Darbietungen nichts zu wünschen übrig. Besonders Lob verdient die Aufführung der Operette „Das Musikantenmädchen“, die als eine Glanzleistung bezeichnet werden darf. Die prächtigen, farbenfrohen Bühnenbilder und die geschickte Raum-aufteilung durch Otto Hasse, dazu die glänzenden Kostüme ließen anziehende Bilder von einer duffigen Zartheit in der Farbengebung entstehen, welche Watteaus Gemälde auszeichnen. Die einwandfreie musikalische Darbietung, durch die neben dem frischen und lebendigen Spiel der größte Teil der Wirkung bedingt ist, lag in den bewährten Händen von Fritz Schulke-Marker.

Ks.

Das Dortmunder Konzertleben hat bereits mit einer recht lebhaften Tätigkeit eingesetzt. Es begann mit einem Sinfoniekonzert unter Wilhelm Siebens genialer Leitung, und zwar mit einer klar erfassen Ouvertüre zu der Oper „L'isola disabitata“ von Haydn. Es folgten Gesänge mit Orchesterbegleitung: drei von E. Ehrenberg (Berlin) und vier Lieder von Gustav Mahler aus seinem 42. „Volksliedern“, wie Dr. Arthur Meißner sie genannt hat. Lula Mysz-Gmeiner mit ihrem reifen Können war eine feinfühlig Interpretin dieser Gesänge. Den Abend beschloß die dritte Sinfonie in D-Moll von Anton Bruckner, eines seiner Erstlingswerke, deren sinfonisch erfüllte Ton-sprache und blühende Melodik von dem nunmehr verstärkten städtischen Orchester in kristalliner Durchsichtigkeit glänzend wiedergegeben



Singkreistreffen auf Burg Altena. Wett-singen im unteren Burghof „Die Dortmunder singen“ unter Mehlig jr.

Zum Aufsatz auf Seite 421

wurden. — Das zweite Konzert leitete als Gastdirigent mit großem Erfolg der Komponist Emil Bohnte (Berlin). Er eröffnete den Abend mit der erhabenen Sondernichtung „Tod und Verklärung“, op. 24 von Richard Strauß. Er nahm indessen den Einleitungsteil etwas zu breit, dagegen die 70 Takte der wunderbar milden und weltweit aufleuchtenden Verklärung zu straff, nicht feierlich und eindringlich genug. Das Orchester jedoch klang wunderschön. Nun folgte Bohntes eigenes, zum ersten Male gespieltes Klaviertonkonzert, op. 14, das, von reicher lyrischer Empfindung getragen, in seiner starken Eigenart und sicheren Struktur Achtung erzwingt. Den nicht leichten, aber sehr sinfonischen Klavierpart meisterte der tüchtige Berliner Pianist Edwin Fischer. Den letzten Teil bildeten die „Vier Sondernichtungen nach Böcklin“, op. 128 von Max Reger, deren Violinsoli Schmitt-Reinecke formvollendet spielte.

Für den ersten Kammermusik-Abend hatte sich das Leipziger Gewandhaus-Quartett eingefunden. Als Vortragsfolge waren gewählt: an erster Stelle das jugendlich-frische G-Dur-Quartett op. 18 Nr. 2, daran anschließend das F-Moll-Quartett op. 95 und zum Schluß das in seinem Allegretto- und Finales rhytmisch ungemein anspruchsvolle F-Dur-Quartett op. 59 Nr. 1. Vergleichende Auschnitte aus Beethovens Lebenswerk. Enthusiasmus der Darstellung, Virtuosität der Leistung und harmonisches Zusammenwirken kennzeichneten das meisterhafte Spiel der Leipziger Künstler. Mit abgerundeter Vollendung und vergeistigtem Klangzauber vermittelten sie die geheimsten rätselhafter Tonwelt.

Sodann hörten wir noch die sogenannte Sixtinische Kapelle aus Rom — in Wirklichkeit ist es ein Privatunternehmen —, die alte Kirchenmusik aus dem 16. und 17. Jahrhundert mit großem musikalischem Naturempfinden gab.

Ferner erlebten wir einen hochinteressanten Vortrag, den der rühmlichst bekannte Graf Ludner über seine Erlebnisse im Weltkrieg hielt. Fritz Reuter.

Bildungsausschuß Werdohl. 1. Veranstaltung 1925/26. Lieder- und Harfenabend. Der hier mit außerordentlichem Erfolge tätige Bildungsausschuß, deren erstrangige Darbietungen allgemeine Beachtung und Anerkennung gefunden haben, hat den Reigen seiner dieswintertlichen künstlerischen Veranstaltungen am Sonnabend, den 28. September mit einem Lieder- und Harfenabend unter Mitwirkung von Hilde Weyer, Berlin (Sopran) und Professor Max Saal, Berlin (Harfe) erfolgreich eröffnet. Das Hauptinteresse des Abends konzentrierte sich naturgemäß in erster Linie auf das Harfenspiel, da man die Harfe als Soloinstrument in Konzertsälen im allgemeinen nur selten bzw. überhaupt nicht zu hören bekommt. Die Gründe dafür sind verschiedener Natur. Einmal gibt es nur eine beschränkte Anzahl von Harfenisten, zum andern ist das Risiko, das mit dem Transport eines solch empfindlichen und kostbaren Instrumentes verbunden ist, recht erheblich. Der Bildungsausschuß, der Hemmungen nach dieser Seite nicht kennt, hat es dennoch verstanden, Professor Saal von der Staatsoper Berlin, den bedeutendsten Harfenisten Deutschlands, zu verpflichten; er benutzte ein wunderbares, in Amerika hergestelltes Instrument von ungewöhnlich großem und edlem Ton, eine Vervollständigung der durch Erard vor etwa 120 Jahren eingeführten Doppelpedalharfe, auf der durch Pedale jede Saite zweimal um einen halben Ton höher gestimmt wurde. Die moderne Harfe steht in C-Dur mit einem Umfange vom Kontra-Ces bis zum viergestrichenen Ces; durch die erstmalige Anwendung der sieben Pedale werden die sieben b beseitigt, so daß die Stimmung C-Dur ist. Die zweite Verkürzung verwandelt C-Dur in Cis-Dur. Die Harfe ist ein von Natur diatonisches Instrument, chromatische Gänge sind ihr unbekannt, ebenso Akkorde, die neben einem Stammtone einen chromatisch veränderten derselben Stufe enthalten, doch sind solche enharmonisch zu ermöglichen, z. B. g c e gis als g c e as. Durch Einstimmung benachbarter Saiten auf

gleiche Tonhöhe, z. B. cis, des, e fes, g ais b ist ein Akkord-Glissando von frappanter Wirkung durch beliebig große Strecken des Instrumentes möglich. Das Flageolett-Spiel wird durch Aufsetzen der Finger auf die Mitte der Saiten erzielt. Aus vorstehendem erklären sich die unheimlichen Schwierigkeiten des Harfenspiels, dessen Erlernung eine lange, unermüdlige Ausbildungszeit eines geistig sehr gewandten Musikers voraussetzt. Sind diese Vorbedingungen wie bei Professor Saal gegeben, der bereits seit 20 Jahren als Harfenist an der Berliner Staatsoper wirkt, so erlebt man allerdings einen Kunstgenuß seltenster Art, verbunden mit einer besonderen Hochachtung für die manuellen und geistigen Fertigkeiten des Spielers. In sechs Vortragstücken, wie Präludium mit Fuge, Toccata, Menuett, Gavotte, Nocturno, Nordische Ballade, zeigte Professor Saal die klanglichen und instrumentalsten Möglichkeiten dieses köstlichen Instruments, das unter seinen geschickten Händen zu einem eindringlichen Übermittler musikalischer Gefühls- werte wurde. Auch als Begleitinstrument erfüllt die Harfe ihre Aufgabe, wie man es später bei dem Vortrag volkstümlicher Lieder durch

Hilde Weyer feststellen durfte. Diese Künstlerin sang vorher Lieder von Brahms und Wolf mit einem Sopran, der sich vor allem durch große Weichheit der Kopftöne auszeichnete. Stimmstärke und -umfang gestatteten ihr müheloses Aus sich herausgehen und Eingehen auf die verschiedenartigsten melodischen Linien der gewählten Vorlagen. So gestaltete sie Brahms melodisch-virtuos, Wolf mehr nach der pessimistischen Seite hin, mit Ausnahme des romantischen, lieb-schmerzlichen Heimweh, dem sie mit wirkungsvoller Gestaltungskraft wundervoll betonten Ausdruck deutsches Sehnen verlieh. Professor Saal bewies am Flügel, daß er nicht nur ein Künstler des Harfenspiels ist.

So stand die erste Veranstaltung des Bildungsausschusses unter einem glücklichen Stern: Künstler großen Formats konnten den wiederholten, stürmischen Dank eines begeisterten, beifallsfreudigen Publikums verdient mit nach Hause nehmen.

Bildungsausschuß Werdohl. Gedenkfeier des 100. Geburtstages des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer. Der zweite Abend im Bildungsausschuß war einer Gedenkfeier des großen, leider zu wenig bekannten Dichters Conrad Ferdinand Meyer gewidmet. Mit großen Erwartungen ging man zu diesem Abend, zumal ein ganz bedeutender Redner für diesen Abend gewonnen war: der Berliner Schriftsteller Dr. Hanns Martin Elster, der Herausgeber der neuen Zeitschrift „Die horen“. Das, was Conrad Ferdinand Meyer mit seinem Schaffen gewollt hat, die klare Erkenntnis des Ewigen, der Unendlichkeit, die

Abkehr vom Zeitlichen, schälte Dr. Elster mit Feinheit in seinem Vortrage heraus. Ganz klar unterschied er den Kampf des alten und neuen Geschlechts und schilderte den Kampf um die geistige Umwälzung der Gegenwart. So war der Zweck des Abends nicht nur, einen Geburtstag festlich zu begehen, sondern Mittel zum Zweck, wieder einmal ganz klar zu rufen, daß er die Seele des deutschen Volkes verstand. Da soll Conrad Ferdinand Meyer auch Führer werden, denn seine Werte, an Zahl nur wenig, aber an Wert unendlich reich, bergen solche hohen Gedanken, die wir nur herauszufinden trachten müssen. Wer nun im modernen literarischen Leben diese Forderungen weiter verfolgen will, der mag sich die Zeitschrift Dr. Elsters „Die horen“ zulegen, darin werden diese Probleme immer und immer wieder kargelegt.

Jugendbewegung und Musikpflege. Erstes Treffen der Jugendmusikantengilden Rheinlands und Westfalens auf der Burg Altena am 19. und 20. September 1925. Wandervogel und Musikpflege — wie verträgt sich das zusammen? Was können dann die, die mit leichtem Sinn und leichter Börse durch unsere Täler und Berge ziehen und oft wild genug aussehen, uns von Musikpflege erzählen. So dachten wohl manche, die von dieser Tagung hörten, fanden keinen Sinn darin — blieben zuhause. Daß aber die rechten



Singkreistreffen auf Burg Altena
Auszug der Singreise

Wandervogel mehr von ihren Fahrten mit heimbringen als helle Augen und braune Wangen und seliges Erinnern an heimelige Waldesgründe, Vogelfang und Blütenduft, das bewiesen die musikalischen Veranstaltungen bei obiger Tagung. Das Beste, was ihnen da drauhen wurde, war wohl die Erkenntnis von der Tiefe und von dem Reichtum der deutschen Volksseele, die da lacht und weint, die uns den Faust gab und den Eulenspiegel, die das Höchste, das Menschenherzen erhebt, mit einer Tiefe und Innigkeit erfasst, die ihresgleichen suchen.

Viele Wege sind in der Jugendbewegung beschritten worden, mitzuhelfen an des deutschen Volkes Gesundung. Taten und Suchen all die Jahre. Kampfansage dem Morosen und Faulen im täglichen Leben, in Kunst und Literatur. Dabei ist es vielfach geblieben und die schreckliche Inflation schien auch die Jugendbewegung verwässert zu haben. Schien — doch erfreulicherweise blühte

schon unter eisharter Decke eine neue Knospe: Erkenntnis der Volksseele — rein gefühlsmäßig eingestellt, aber schöpfend aus dem tiefsten aller Brunnen: unserer deutschen Musik. Jetzt ist endlich eine gemeinsame Grundlage gefunden, auf der jeder mitmachen kann, wenn er noch nicht ganz verrotzt ist. Auf dieser Grundlage haben sich nun

in vielen Orten Rheinlands und Westfalens junge Menschen zu „Singtreisen“ zusammengefunden, um am Quell der Musik zu trinken. Insbesondere griff man zu alten Madrigalen, die sich gegenüber den massenweisen Chören der üblichen Liedertafeleien der letzten Jahrzehnte dadurch auszeichnen, daß jede Stimme eine selbständige Stimm-

führung hat. Es gibt da keine sogenannte Begleit- und Füllstimme, die nur dienend einer Stimme untergeordnet ist. Jede Stimme des Madrigals merkt, daß sie Eigenwert besitzt, daß auch sie teilnimmt am musikalischen Geschehen. Auch moderne Komponisten haben versucht, die altdeutsche Kunst der Madrigale neu zu beleben. So brachte die musikalische Morgenveranstaltung eine Probe dieses Versuches durch einen wundervollen Doppelchor von Walter Rein. Für die Abkehr von dem verfahrenen Konzertwesen unserer Tage, das das Virtuositentum schuf und die Hausmusik zerstörte, spielt der polyphone Chorgesang die wichtigste Rolle, denn nur er sichert die „tätige Beteiligung“ aller Musikhungrigen, die allein befriedigen kann. Doch erfordert die Musikipflege eine besondere Einstellung, eine neue Gesinnung. Musik darf weder Ohrenschmaus noch Zeitvertreib sein, sie darf



Bild 1. Ratsherren, Bürgerinnen, Edel Damen, Begleiter des Herzogs von Arenberg, Bürger, Edelleute (Zum Aufsatz auf Seite 423)



Bild 2. Der Bürgermeister, Karl der Rühne (Zum Aufsatz auf Seite 423)

also mit anderen Worten nicht uns dienen, sondern wir müssen uns in den Dienst der Musik stellen, wenn wir ihre edle und veredelnde Kraft an uns spüren wollen. Von dieser Einstellung aus sammelten sich die erwähnten Singkreise zu dem ersten Treffen auf Burg Altena, zum gegenseitigen Helfen an einer neuen Volksmusikultur. Es waren an den beiden Tagen mancherlei Veranstaltungen. Am Sonnabend eine Kirchenmusik, am Sonntag eine Morgenfeier, eine weltliche Morgenmusik, dann ein Wettzingen der einzelnen Singkreise und Instrumentalmusiken. Es ist unmöglich, alle Darbietungen zu betrachten, es liegt auch nicht im Sinne der Veranstalter; nur ist zu sagen, daß die Grundleistungen ein erfreuliches Zeichen boten für den starken Willen, den man vor Jahren schon angedeutet, heute weiterverarbeitet und in die Lande hineingetragen hat. Zum Segen des deutschen Volkes. Jede der einzelnen Veranstaltungen war so stimmungsvoll, so reich an Innigkeit und Liebe zur Volkskunst, daß es hieße, einen schönen Strauß zerpflücken, wollte man diese oder jene Darbietung besonders loben. Es darf nur noch gesagt werden, daß nichts Vollkommenes gegeben werden konnte und auch nicht wollte, denn es ist nur der Anfang des Entwicklungsfähigen. Die etwa 400 Teilnehmer der Tagung werden reiche Erfahrungen mit nach Hause genommen haben, und sicherlich wird auf

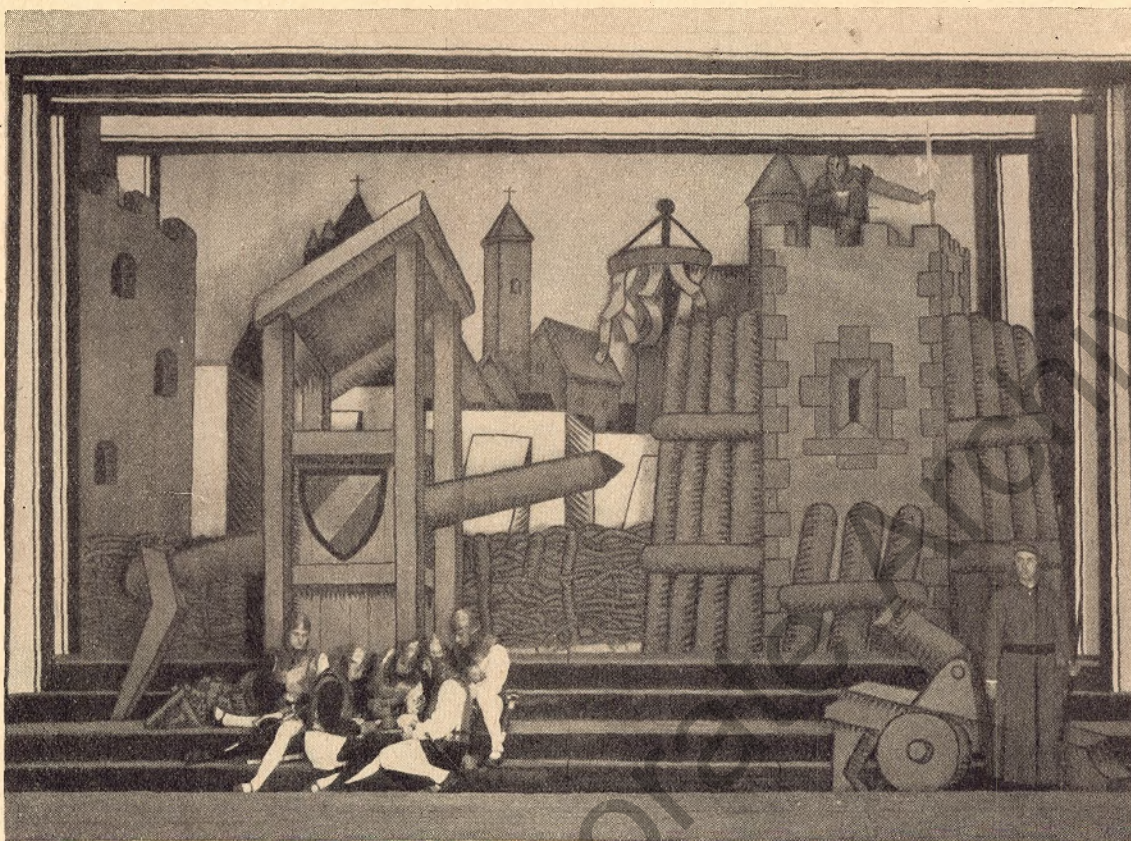


Bild 3. Wierstrait

der vor Weihnachten in Hohensyburg vorgesehenen Tagung sich der Kreis noch vergrößert und die Leistungen sich noch verbessert haben.

Der Kampf um Neuf vor 450 Jahren. Im Laufe dieses Sommers hat die Stadt Neuf den Gedenktag an eins der wichtigsten Ereignisse der deutschen Geschichte gefeiert. Ein tatkräftiger und unternehmender

Fürst, Karl der Kühne, Herzog von Burgund, hatte die Absicht, ein großes Reich zwischen Frankreich und Deutschland vom Mittelländischen Meer bis an die Nordsee zu gründen, dessen Zustandekommen für den Bestand des Deutschen Reiches und das ganze Deutschland überhaupt eine schwere Gefahr und für das Rheinland insbesondere dessen Verwelschung bedeutet hätte. Zu diesem Zweck wollte er sich der Stadt Neuf, der wichtigsten Stadt des Kurfürstentums Köln, bemächtigen. Aber die Bürger von Neuf hielten elf Monate der Belagerung mit unerhörter Tapferkeit trotz schwerer Drangsale, unter Hunger, Krankheiten und Entbehrungen aller Art stand und vereitelten die Pläne des ehrgeizigen Fürsten. Zu dieser Zeit regierte Kaiser Friedrich III., dem man, wohl mit Unrecht, den schönen Beinamen „die Schlafmütze“ gegeben hat, der aber einen starken Be-

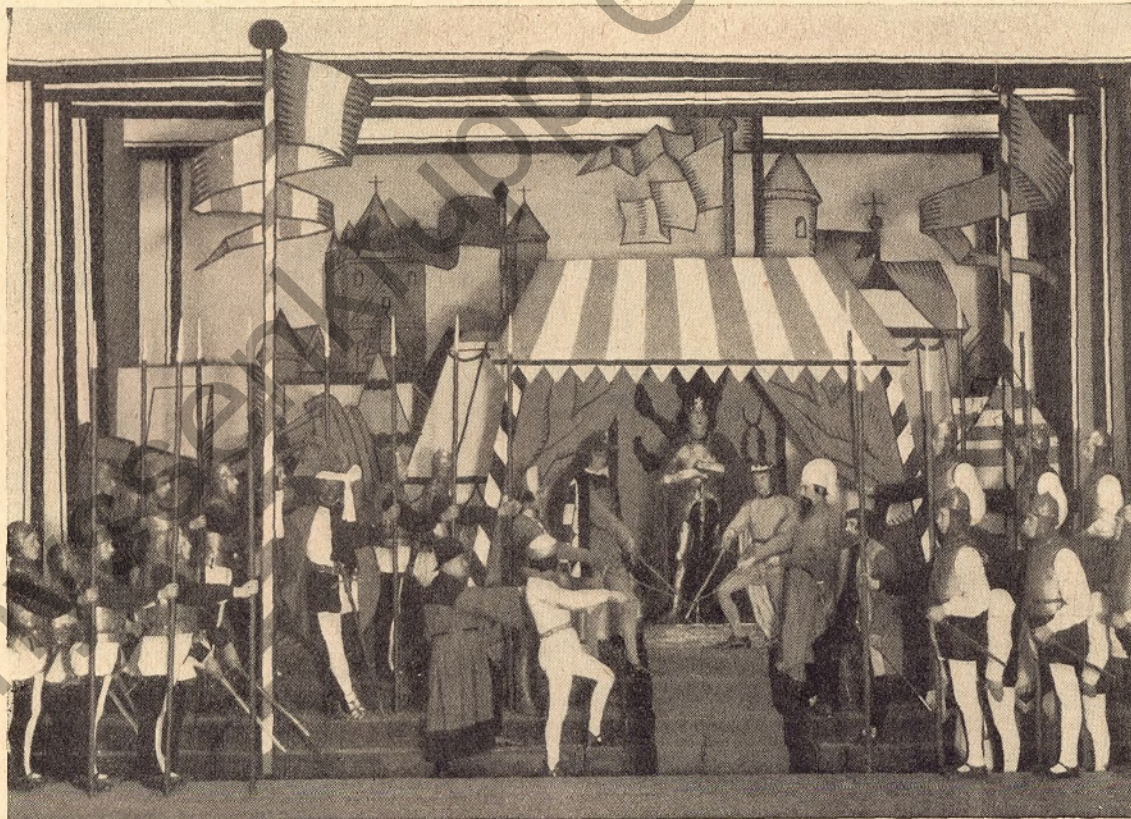


Bild 4. Wierstrait, Engländer

weis politischer Einsicht und Klugheit gegeben hat, indem er sich zunächst durch Warnungen, sodann durch offenen Widerstand den Plänen Karls des Kühnen widersetzte und trotz seiner in der Zerrissenheit Deutschlands begründeten schwachen Machtvollkommenheit Erfolg erzielte. Am 29. Juli 1474 erschienen etwa 18 000 Burgunder vor der nieder-rheinischen Stadt, die diesem Feind nur eine geradezu kümmerliche Truppenmacht entgegenstellen konnte. Unter dem Geschöhhagel der burgundischen Artillerie drohten die Mauern zusammenzubrechen, aber die tapferen Bürger lehnten alle Forderungen auf Übergabe glatt ab. Am 11. August war es den Burgundern gelungen, die beiden Rhein-inseln zu erobern, und nun „war Neuß belagert zu Wasser und zu Lande und so eng eingeschlossen, daß keine Seele hinein noch hinaus konnte als unter großer Gefahr“. Drangsal und Not wurden immer größer. Der Herzog ließ der Stadt das Wasser abgraben, das Salpeter zur Herstellung von Pulver ging den Neußern aus, und das schwarze Gespenst des Hungers und der Krankheit ging um. Fremde Söldner wurden der Entbehrungen überdrüssig und meuterten, und am Sonntag, den 17. April 1475 erfolgte der Hauptsturm, der so heftig war,

Radreifen der Eisenbahnwagen noch tyres und die Rahmen der Lokomotiven frames, ja sogar die Schienen manchmal rails nannten. Er kann eine durch ein halbes Jahrhundert gehende Entwicklung technischen Sprachwesens in der Erinnerung überblicken. Er hat Bezeichnungen gekannt und selber unbedenklich gebraucht, die man, als der Sinn für Sprachreinheit erwachte, gern beseitigt hätte, aber für unersetzbar hielt. Es möge als Beispiel nur ein Wort erwähnt werden: was ist ein Zentralapparat? Findet sich unter den jetzt noch tätigen Eisenbahnern überhaupt einer, der es weiß? Das Wort ist so nichtslegend, wie nur möglich; und doch haben viele, die damit zu tun hatten, sich Jahre hindurch vergeblich bemüht, ein deutsches Ersatzwort von gleicher Güte zu finden. Heute sagt man Stellwerk, im Einzelfalle Weichenstellwerk, Signalstellwerk. Unter diesen Umständen darf man mir glauben, daß ich den Aufsatz von Sp. 202 ff. mit besonderer Aufmerksamkeit und Anteilnahme gelesen habe; und man wird es entschuldigen, daß ich mir erlaube, dem so ausführlich erörterten Gegenstande einige Bemerkungen hinzuzufügen, obgleich das Nachwort des verehrten Herausgebers unserer Zeitschrift so treffend und lückenlos ist, daß es kaum einer Ergänzung bedarf. Nur was er gegen die Neuwortbildung sagt, scheint mir noch nicht scharf genug.

In diesem Punkte bekenne ich mich zu der Anschauung, daß Wörter wie MAN, AEG, Hapag, Bamag u. dgl. m. als Warenzeichen, Inschriften auf Flaggen usw. nicht zu beanstanden sind, daß sie aber in die Schriftsprache nicht gehören. Noch unerträglicher wirkt ein solches Wort gesprochen — fast wie ein Spitzname, ein schlechter Wit. Ich bin vor längerer Zeit mehrfach von Werken, die sich in verdienstvoller Weise um die Einführung guter deutscher Bezeichnungen für ihre Erzeugnisse (z. B. für die Teile von Eisenbahnwagen) bemühten, zu gutachtlicher Äußerung über ihre Vorschläge aufgefordert worden. Ich habe nie versäumt, wo Anlaß dazu vorlag, die Werke darauf hinzuweisen, daß mir die spielerische Mode der Anwendung verstümmelter Namen ihrer nicht würdig erscheine. Was Erzeugern von Dingenware wie Erdal und Arbin,



Bild 5

daß selbst die Tapfersten und Unererschrockensten verzagten. Man nahm zum Gebet seine Zuflucht und veranstaltete eine Prozession zu Unserer Lieben Frauen Kapelle beim Obertor. Indessen kam unerwartet die Kunde der Erlösung: endlich war das kaiserliche Heer auf der Höhe von Grimlinghausen vor Neuß erschienen. Es kam nicht zum Kampf, sondern am 29. Mai zu einer Einigung, wonach Karl der Kühne von der Belagerung abließ und abzog. Am 5. Juni nahm Kaiser Friedrich feierlich von der Stadt Besitz und verlieh ihr zur Anerkennung ihrer heldenhaften Haltung als neues Wappen den mit der Kaiserkrone geschmückten Reichsadler.

In dankbarer Erinnerung an die in diesen schweren Zeiten gezeigte Tapferkeit, Einmütigkeit und Geschlossenheit der Vorfahren, die in ganz Deutschland eine kräftige vaterländische Erregung hervorgerufen hatte, veranstaltete die Neußer Bürgerschaft außer sonstigen Festlichkeiten auch ein Festspiel, wovon wir unsern Lesern mehrere Bilder vorführen.

v. W.

Technik und Sprache. Aus Nr. 10 der „Muttersprache, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins“, deren Lesung wir nicht genug empfehlen können, entnehmen wir nachstehende beachtenswerte Ausführung: Der Schreiber dieser Zeilen hat schon gelebt, als ältere Techniker die

Febeco usw. allenfalls nachgesehen werden könne, das zu vermeiden seien sie doch ihrem Rufe schuldig. Ich bin heute noch der Meinung, daß gerade der Weltruf unserer größeren Unternehmungen sie veranlassen müßte, das Buchstabenspiel — bei dem ja gar nichts herauskommt! — zu meiden. Oder wollen sie sich dem Verdacht aussetzen, daß die mit solchem Spiel zu erreichende Ersparnis an Schreibmaschinen oder Druckkosten für sie ins Gewicht falle? Sie müßten zu stolz sein, in der Gesellschaft der Map und Ufa usw. hinunterzusteigen. Ich will diese Ansicht nicht als maßgebend hinstellen. Vielleicht bin ich zu sehr durch manche Erfahrungen beeinflusst, wie z. B. durch eine Erinnerung aus meiner Seemannszeit. In Hamburg las man in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Buchstaben in Hapag in der Flagge: Haben alle Passagiere auch Geld? Die Abkürzung wird mit dem weitläufigen Namen der Gesellschaft entschuldigt. Nun, es bestand damals eine mindestens ebenbürtige englische Schiffahrtsgesellschaft. Die nannte sich kurz und bündig Weißer Stern und führte den auch in ihrer Flagge. Der bloß sinnbildliche Name hat nicht gehindert, daß sie in der ganzen Welt bekannt war. Einen ungeschickten langen Namen durch eine noch ungeschicktere Verstümmelung gutmachen zu wollen, scheint mir nicht der richtige Weg.

Berlin.

Hermann Zimmermann.

**Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden;
es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun. Goethe.**

Das Martinesfest am Niederrhein

Eins der schönsten Kinderfeste ist seit altersher das Martinsfest, das alle Kinder ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Konfession oder gar der Partei zu festlichem Jubel vereinigt und das seinen Glanzpunkt wohl in der Stadt Düsseldorf hat. Wenn in allen Straßen tausende und aber tausende Lampen in buntem Gewimmel lustig schaukeln, wenn die hellen Stimmen unserer frohen Jugend mit den Klängen der Musik in begeistertem Chor die Luft erfüllen, wenn die ganz Kleinen auf den Armen der Großen mit glänzenden Augen mitfallen, bis das Köpfchen ermüdet auf der Mutter Schulter sinkt, dann steigt in uns der brennende Wunsch auf, diese Eintracht möchte doch das ganze Leben hindurch dauern.

Sanft Martin ritt durch
Schnee und Wind,
Sein Roß, das trug ihn
fort geschwind

sind die Worte, die an die Legende anknüpfen, wonach im Zeitalter des Kaisers Konstantin des Großen ein römischer Offizier in Amiens in Frankreich bei einem Ritt in der Winternacht einem Armen die Hälfte seines Mantels mitleidig geschenkt habe. Darauf sei ihm nachts im Traum Christus mit dieser Mantelhälfte angetan erschienen, wonach der Held zum Christentum übertrat und als Bischof von Tours den Märtyrertod erlitt. So reitet denn der Bischof Martin auf weißem Roß dem Juge voran, aber in Wirklichkeit ist es der alte germanische Gott Wodan, der sich hinter dieser Hülle verbirgt, denn der Ursprung des Martinsfestes verliert sich im Dunkel unserer ältesten Volksgeschichte. Es ist das Erntefest unserer germanischen Voreltern, womit sich gleichzeitig das Fest des Jahres- und Winteranfangs verband, den sie in den Beginn der Nebelzeit versetzten. Zu Ehren der Sonnengotttheit, die man, nach Volksstämmen verschieden, in Wodan, Donar, Baldur oder Jul verehrte, wurden mächtige Feuer angezündet, durch die man hindurchsprang, um vom Mangel der Sünde rein zu werden. Der Gottheit zu Ehren wurde ein weißes

Roß, Rinder, Schweine und besonders Gänse geopfert und gemeinschaftlich verzehrt, dazu weißes Brot aus neuem Korn. Nachdem das Mahl mit Meth ausgiebig begossen war, zog man mit einem brennenden Span zum Opferstoß, weil es doch im November früh dunkelt, unter fröhlichen Gesängen heimwärts. Für die Erhaltung der alten Sitten und Feste hat die zähe Treue des Volksglaubens niemals so gut gesorgt wie beim fröhlichen Trunt. Wie man in Vorzeiten die Minne oder das Gedächtnis der Götter beim Opfer und das Andenken Verstorbenen und Abwesender beim häuslichen Fest getrunken hat, so trank man im christlichen Zeitalter zu Ehren der an die Stelle der Götter getretenen Heiligen St. Michael, Johannes, Martin und Nikolaus. Da nun die Erntezeit dem Martinstrunk geweiht war, so feierte man schließlich so ausgiebige Gelage, daß sogar die kirchliche und staatliche Gewalt gegen das Übermaß einschritt, und endlich wurde jeder, der sein Hab und Gut verpraßt hatte, ein Martinsmann genannt. Wie nun der 11. November der Abschluß der Ernte war, so liefen auch die meisten Pachtungen am Martin ab. „Martin ist ein harter Mann!“

oder „Martin ist ein schlechter Bezahler!“ sagt der Volkswitz, womit er bekundet, daß Steuern und Abgaben niemals eine gern gesehene Sache waren.

Die Erntefeiern mit den Martinsfeuern sind fast ausschließlich beim Frankentum anzutreffen. Am Martinsabend brannten sie rheinauf und -ab auf den Bergen, umtanzt von der ausgelassenen Jugend. Aus mächtigen Holzstöcken wurden sie entzündet, auf die dann riesige Mengen von Körben geworfen wurden, in denen man Kartoffeln geerntet hatte. Auch in manchen Orten von Nordfrankreich und Belgien hat sich der daraus entstandene Brauch des Umzuges mit Lampen erhalten, aber nirgends so schön wie in Düsseldorf, wo man wahre Kunstwerke von Lampen sehen kann. Wie hübsch haben es doch die Maler Sonderland und Peter Schwingen dargestellt, womit sie die Erinnerungen an die verklungenen Tage der Jugendzeit wecken! Im Hintergrund schafft der Vater noch als Schmied mit Amboss und Blasebalg, indes die Mutter schon das Kleinste auf den Arm genommen hat, während die Brüder und Schwestern jauchzend die Kerzen in den ausgehöhlten Kürbissen, Gurken und Runkelrüben angezündet haben. Auf der Straße traf man sich mit den Nachbarkindern, und nun ging es mit Gesang von Haus zu Haus:

Hier wohnt ein reicher
Mann,
Der uns vieles geben
kann,
Lang soll er leben, selig
soll er sterben,
Das Himmelreich ererben.

Dann gab es Äpfel und Nüsse. Immer lebhafter wurde das Getriebe und immer lauter erschollen die Lieder auf dem Markt und in den angrenzenden Straßen, bis dann schließlich die fröhlichen Scharen sich zum Jägerhof wälzten. Damals war er noch nicht durch ein Gitter abgesperrt, sondern bildete ein Haus, das, wie seine Bewohner, richtig zur Stadt gehörte. An der Haustür und auf dem Balkon empfingen der Prinz Friedrich mit Gattin, Verwandten und

Freunden die frohen Kinderscharen, und zentnerweise regneten die Äpfel und Nüsse auf das wilde Getümmel. Wenn die Jugend sich ausgetobt hatte und müde mit dem ausgebrannten Kürbis heimkehrte, dann wurden die Geister wieder aufgefrischt durch den lieblichen Duft von Buchweizenbuchen, die in Rüböl auf dem eisernen Säulenofen gebaden, schon fertigstanden, während die Mutter noch die letzte Hand an den Gänsebraten legte, dessen nicht minder lieblicher Duft abnungs-volle Erwartung weckte. Sobald der Vater dann mit feierlicher Miene den Pfropfen von der Flasche Rheinwein springen ließ, konnte das Opfermahl beginnen.

Viele Sitten und Überlieferungen, in denen der Geist unseres Volkes lebt, haben sich vor den Neuerungen der Zeit und den „kulturellen Errungenschaften“ in stille Winkel geflüchtet, aber der Martinsmann hat sich von der „Kultur“ nicht verdrängen lassen, und Kinder und Kindeskinde werden hoffentlich noch lange ihre frohen Lieder singen und den hellen Kerzenschein durch das graue Einerlei des Tages tragen.

v. W.



Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf
Martinsabend in Düsseldorf
Nach einem Gemälde von Peter Schwingen

Die Gesolei wird eine nie dagewesene Fülle von Anregungen auf den verschiedensten Gebieten bringen.

Im Mittelpunkt dieser Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen wird der Mensch stehen, der Mensch, den der Weltkrieg körperlich und seelisch niedertrat und dessen Wiederaufbau nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas Sache sein soll. Da man heutzutage für soziale Fragen sehr großes Interesse hat, so konnte die Wahl des zweiten Ausstellungsgebietes nicht zeitgemäßer sein und wird deshalb überall, nicht nur in den beteiligten Kreisen, große Anteilnahme finden. Deutschland und besonders Düsseldorf darf sich mit Recht rühmen, auf dem Gebiete der „Sozialen Fürsorge“ Hervorragendes geleistet zu haben; kein anderes Land hat dergleichen geboten.

Es sei eine kurze Übersicht gegeben:

In einer am 16. September hier stattgehabten Sitzung, an der Vertreter des Ministeriums für Volkswohlfahrt, der Regierung, Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene, die deutschen Gewerbeärzte sowie Vertreter aller in Betracht kommenden Kreise teilnahmen, besprach man ausführlich die Ausgestaltung einer Gruppe „Gewerbehygiene und Unfallverhütung“, die dieses so interessante Kapitel in Ausführlichkeit auf der Ausstellung bringen wird. —

Außer der Hilfeleistung bei Feuersnot sind die meisten großstädtischen Feuerwehren Deutschlands auch dazu ausersehen, den Transport Kranker zu übernehmen und Hilfe und Rettung bei allen möglichen Unglücksfällen zu gewähren. Wenn sich auch hierzu die Feuerwehr wegen ihrer vielseitigen Ausbildung und stetigen Alarmbereitschaft besonders eignet, so muß sie doch andererseits mit den entsprechenden Geräten ausgerüstet sein. Um die Kranken in schonendster Weise an ihren Bestimmungsort zu befördern, müssen neben ausgebildetem Samariterpersonal besonders geeignete Krankenwagen mit Bahren in ausreichender Zahl jederzeit zur Verfügung stehen. Für Wiederbelebungsversuche an Gasvergifteten, Ertrunkenen und Verschluckten, für Hilfeleistungen bei Baumfällen, Einstürzen, Explosionen, bei Zusammenstößen im Straßenverkehr und auf der Eisenbahn, bei Unfällen durch Elektrizität, bei Hochwassergefahr und bei Tierunfällen sind jeweilig besondere Rettungsgeräte, Werkzeuge und Materialien erforderlich. Entsprechend der fortschreitenden Entwicklung der Technik müssen sie laufend vervollkommen werden, um den berechtigten Anforderungen entsprechen zu können. —

Bei der regen wasserportlichen Betätigung der heutigen Jugend kann es nicht ausbleiben, daß sich in jedem Jahr zahlreiche Unfälle durch Ertrinken ereignen. Neben der Forderung: Lerne schwimmen! erhebt sich daher immer gebieterischer die zweite Forderung: Lerne retten! Behörden und maßgebende private Persönlichkeiten haben sich in den letzten Jahren rege dafür eingesetzt, daß diese Forderung Erfüllung findet, und das wird auf der Gesolei gezeigt werden.

In einer Abteilung der Ausstellung „Wohnung und Siedlung“ wird gezeigt werden, wie Wohnungen, die allen Anforderungen der Hygiene entsprechen, beschaffen sein müssen. Besonderes Augenmerk wird auf das Siedlungswesen gelegt werden, das bei einer zweckmäßigen Durchführung die größten Möglichkeiten einer durchschlagenden Besserung auf dem Gebiete des Wohnungswesens für sich hat. —

Die Herren Erzellenz Generaloberstabsarzt Professor Dr. Schulzen, Marine-Generalstabsarzt Dr. Brachmann, Generalarzt Dr. von Lobold und Stabsarzt Dr. Lohse weilten am 12. und 13. Oktober in Düsseldorf, um mit der Ausstellungsleitung die Frage der Beteiligung des Reichswehrministeriums an der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen zu beraten.

In eingehenden Besprechungen wurden Inhalt und Umfang der von dem Reichswehrministerium zu erwartenden Sondergruppe „Gesundheitspflege und Krankenversorgung durch Heer und Marine im Kriege 1914 bis 1918“ beraten. Es wurde hierbei festgelegt, daß ein Teil des Ausstellungsmaterials aus den Beständen des Reichswehrministeriums im Original zur Verfügung gestellt wird; ein anderer Teil, der zahlenmäßiges Material über die Ereignisse 1914 bis 1918 bietet, wird nach den Angaben des Reichswehrministeriums in der Modellbilderei der Ausstellung angefertigt werden. Auch wird dort versucht, in Modellen und Dioramen charakteristische Szenen aus dem Sanitätswesen des Krieges ausleben zu lassen.

Düsseldorf wird als Kongreßstadt eine große Rolle spielen. So hat u. a. die Deutsche Gesellschaft für Kinderheilkunde, die in den letzten Tagen ihre von mehr als 600 Teilnehmern besuchte Versammlung in Karlsbad abhielt, beschlossen, im nächsten Jahre im September anlässlich der Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf ihre Jahresversammlung abzuhalten.

In Fortsetzung der im Anfang Juli in Berlin gepflogenen Verhandlung fand am 14. September in Anwesenheit des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Lehr, des Herrn Regierungspräsidenten Bergemann, eines Vertreters des Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz

sowie eines Vertreters des Herrn Landeshauptmanns eine weitere Beratung mit den Vertretern der kommunalen Spitzenverbände statt.

Man einigte sich dahin, daß diese eine Übersicht über Statistik und Organisation ihrer Verbände geben werden, die — neben die Ausstellung der Liga der freien Wohlfahrtspflege gestellt — einen geschlossenen Überblick über das gesamte Wohlfahrtswesen in Deutschland bieten wird.

Wie wir erfahren, hat der Reichsverband praktischer Tierärzte in einer Vorstandssitzung am 23. August 1925 in Berlin den definitiven Beschluß gefaßt, die Hauptversammlung des Jahres 1926 in Düsseldorf abzuhalten, und zwar aus der Erwägung heraus, daß die Große Ausstellung in Düsseldorf auch für die praktischen Tierärzte Deutschlands sehr viel Belehrendes und Interessantes zu bieten vermag. Als voraussichtlichen Termin der Tagung ist die Woche nach dem Pfingstfest vorgesehen.

Auch Holland wird sich beteiligen. Am 15. September weilten die Herren Oberstadtkar Dr. Professor Dr. Heijermans und Stadtkar Dr. Vos aus Amsterdam hier, um mit der Ausstellungsleitung die Beteiligung Hollands an der Gesolei zu beraten.

Nach diesen Besprechungen wird es sich um eine interkommunale Veranstaltung handeln, die in ganz vorzüglicher Weise die Eigenart der einzelnen Städte und Distrikte Hollands zeigen wird. In einem in herrlicher Lage am Rhein gelegenen Sonderpavillon werden Behörden und wissenschaftliche Institute in weitestgehendem Maße Ausstellungsgegenstände liefern; außerdem wird die holländische Industrie mit den besonders für sie charakteristischen und für uns durch die eng nachbarlichen Beziehungen besonders interessanten Fabrikationszweigen vertreten sein. Das ganze Werk verspricht ein bemerkenswerter Anziehungspunkt der Ausstellung zu werden.

Auf der Gesolei wird auch das Volksbüchereiwesen weitestgehend Berücksichtigung finden.

Es ist nicht nur beabsichtigt, über den derzeitigen Stand des Volksbüchereiwesens in Deutschland, auch im Vergleich mit dem Ausland, Aufklärung zu geben, sondern auch die beiden wichtigen, innerhalb des Büchereiwesens vertretenen Systeme in der Art der Volksbelehrung anschaulich vorzuführen.

Bei dem ersten internationalen Kinderschutztag in Genf wurde sowohl offiziell als auch von privater Seite wiederholt festgestellt, daß Deutschland auf den Gebieten der Gesundheitspflege, der sozialen Fürsorge und des Sportes mit an erster Stelle genannt zu werden verdient. Diese Ansicht entspricht den Tatsachen, denn nur ein Land, das das Wissen und die überragende Wichtigkeit dieser drei Gebiete für das Gedeihen eines Volkes zu seinem Eigentum gemacht hat, kann ein so ausgedehntes Unternehmen planen und durchführen, wie es die Große Ausstellung in Düsseldorf für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen im Jahre 1926 zu werden verspricht.

Das Siedlungswesen auf der Gesolei. Eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart auf dem Gebiete der Volksgesundheit ist das Wohnungswesen. Daß das Zusammenpacken von vielen Menschen in unzureichende und gesundheitlich gefährliche Behausungen die Ursache zu der Verelendung eines Volkes ist, das ist eine Wahrheit, an der wir nicht vorübergehen können. Diese Tatsache steht nackt im Raum und läßt sich nicht verschleiern. Wollen wir ein gesundes Volk haben, das sich freimachen kann von der furchtbaren Gefahr der Entartung und mit Stolz gesunde Kinder zu gebären und aufzuziehen vermag, so müssen wir dafür sorgen, daß genügende und gesunde Wohnungen geschaffen werden. Ein richtiges Siedlungswesen ist wohl der einzige Weg aus dem Elend der Mietskafernen, der Erfolg verspricht. Damit dieses Ziel auch für Deutschland, das, wie kaum ein anderes Land, von dem Wohnungselend heimgesucht ist, bald zur Wirklichkeit wird, hat die Große Düsseldorfer Ausstellung in ihrer Sondergruppe „Siedlung und Wohnung“ sich die Aufgabe gestellt, alle Fragen des Siedlungswesens, Entwicklung und Ausbau in großzügiger Schau dem Publikum vor Augen zu führen.

Eine Tagung mit 20 000 Teilnehmern in Düsseldorf. Düsseldorf als Kongreßstadt für 1926 erfreut sich immer größerer Beliebtheit. Die große Ausstellung ist ein starker Magnet, der alle bedeutende Verbände und Vereine nach Düsseldorf zieht. Es haben bisher etwa 76 Verbände und Vereine mit einer Teilnehmerzahl von über 200 000 Personen beschlossen, ihre Kongresse und Hauptversammlungen im Jahre 1926 in Düsseldorf abzuhalten, und immer noch laufen neue Meldungen ein. So erfahren wir heute, daß der Zentralverband Deutscher Haus- und Grundbesitzer-Vereine beschlossen hat, seine nächstjährige 48. Tagung in Düsseldorf abzuhalten. Es ist bei dieser Tagung mit der ungeheuren Teilnehmerzahl von 20 000 Personen zu rechnen. Der Fremdenzufluß, den die „Gesolei“ der Stadt Düsseldorf zuführen wird, verspricht also ungewöhnlich umfangreich zu werden.

Technische Gedenktage für November

6. 11. 1771. Alois Sennefelder, Erfinder des Steindrucks, in Prag geb.
7. 11. 1867. Frau Marie Curie, die mit ihrem Mann das Radium entdeckte, zu Warschau geb. 1911 erhielt sie den Nobelpreis.
8. 11. 1823. Joseph Monier, Erfinder des Eisenbetons, in Quentin geboren.
10. 11. 1859. Der Franzose Etienne Lenoir, ein ehemal. Kellner, macht die von ihm erfundene Gasmaschine bekannt, die erste Maschine dieser Art, die in die Praxis kam.
10. 11. 1885. Gottlieb Daimler versucht seinen ersten Kraftwagen, ein Zweirad mit eingebautem Daimler-Motor.
12. 11. 1877. Zwischen Rummelsburg und Friedrichsberg bei Berlin wird die erste deutsche Telephonverbindung zwischen zwei Orten in Betrieb genommen.
12. 11. 1888. Gründung der Aluminium-Industrie in Neuhausen.
12. 11. 1906. Grundsteinlegung zum Deutschen Museum in München.
14. 11. 1847. Heinrich Fresenius, berühmter Quellenforscher, in Wiesbaden geb.
15. 11. 1841. Theodor Peters, hochverdient um die Entwicklung des Vereins Deutscher Ingenieure, zu Menden a. d. Sieg geb.
16. 11. 1869. Der Suezkanal wird in Gegenwart vieler Fürsten, Gelehrten und Ingenieure aller Länder eröffnet. Darunter befand sich auch der Deutsche Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, und die Kaiserin Eugenie von Frankreich.
17. 11. 1840. Heinr. Ehrhardt, Dr.-Ing. e. h., Begründer der Rheinischen Metallwarenfabrik in Düsseldorf, in Zella in Thüringen geb.
18. 11. 1761. Nach 26jährigen Versuchen vollendete der Uhrmacher Harrison die erste brauchbare See-Uhr (Chronometer).
18. 11. 1775. Friedrich der Große, der jungen Leuten eine technische Hochschule einrichten will, schreibt über die Auszuwählenden: „Tumme Teufels müssen sich darunter ebenso wenig als Windbeutel einschleichen“.
19. 11. 1839. Emil Ritter von Skoda, Gründer des deutschen Skodawerkes in Pilsen (heute tschechisch-französische Waffenfabrik), in Eger geboren.
19. 11. 1905. In Berlin wird von der Allgemeinen Omnibus-Gesellschaft der Kraftwagenverkehr aufgenommen.
20. 11. 1779. Franz Haniel, der rheinische Industrielle, in Ruhrort geboren.
21. 11. 1710. Johann Ernst Gokowski, der auf Veranlassung von Friedrich II. eine Samt- und Seidenfabrik gründete, zu Königs geb.
21. 11. 1728. John Payne erhält das britische Patent auf das Eisenwalzwerk mit gefurchten Walzen.
22. 11. 1856. Felix Genzmer, Prof. der L. H. Berlin, bekannter Städtebau-Techniker, in Labes (Pommern) geb.
22. 11. 1867. Ernst Sachs, bekannter Konstrukteur auf dem Gebiete der Kugellager, in Konstanz geb.
23. 11. 1840. Albert Wüst, bekannter Lehrer des landwirtschaftlichen Maschinenbaues, zu Mergentheim geb.
23. 11. 1866. Hans Dieckhoff, bekannter Schiffbau-Techniker, in Ditzmannen geb.
24. 11. 1854. Henry Bessemer, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Stahlbereitung bekannte Ingenieur, erhält das britische Patent auf die erste, sich durch den vorausgegangenen Schuß selbstladende Feuerwaffe.
25. 11. 1814. Julius Robert Mayer, der 1841 das Gesetz von der Erhaltung der Energie formulierte, in Heilbronn geb.



Friedrich der Große

25. 11. 1844. Carl Benz, der Pionier des deutschen Kraftwagenbaues, zu Karlsruhe geboren.

25. 11. 1852. Reinhold Krohn, Dr.-Ing. e. h., Prof. d. L. H. Danzig, berühmter Brückenbautechniker, in Haulburg geb.

28. 11. 1814. Adolf Godefroy, Mitbegründer und erster Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, in Hamburg geb.

28. 11. 1846. Keller reicht seine Erfindung, Papier unter Zusatz von 60% Holzspliff anzufertigen, in Preußen zum Patent ein.

Walter Flex, zu seinem Todestage am 17. Oktober.

Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden,
Alles Menschenleben ist kranten und wiedergefunden,
Doch in der schwächsten Stunde auch fleh' ich nicht um mein Leben.
Gott, du tannst es mir nehmen, du hast mir's gegeben.
Eins erfleh' ich im Stände der Schwachheit von dir allein,
Laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein.
Laß mich vom Brot des Todes nicht feige, nicht unwürdig essen,
Laß in der heiligen Wandlung mich alle durchlittene Schwachheit
vergessen.

Das war Flex' Gebet und Kraft, als er in den Wäldern von Augustowo mit seinem Freund Ernst Wurche auf Horchposten lag. Deutsche Jugend will nun dem Dichter des „Wanderer zwischen beiden Welten“ als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung ein würdiges Denkmal setzen. Walter Flex, der bei den letzten Kämpfen auf der Insel Oesel die tödliche Kugel erhielt, ist am 17. Oktober 1917 auf dem Friedhofe des Dorfes Peude zur letzten Ruhe gebettet worden. Ein schlichtes Holzkreuz, von seinen Soldaten geschnitten, kündigt Namen und Datum. Solange deutsche Besatzung auf Oesel weilte, war das Grab Gegenstand ihrer besonderen Verehrung, und die erste Wiederkehr des Todestages brachte eine weihevollste Walter-Flex-Feier, an der das gesamte Deutschtum des Baltikums lebhaften Anteil nahm. Aber das traurige Kriegsende und die einbrechenden Wirren und materiellen Nöte — sowohl in Deutschland wie im Baltikum — ließen alle Pläne zur künstlerischen Ausgestaltung des Dichtergrabes zunichte werden. Die Ostseeinsel schien in unerreichbare Ferne gerückt zu sein. Doch gerade in der Zeit des deutschen Tiefstandes stand der Dichter Walter Flex vor allem in den Herzen der Jugend, das „Heimrecht“, das er in seinem „Wanderer“ für die Toten von den Lebenden gefordert hatte. Die Jugend, die in seinem „Wanderer“ das schönste Bild ihres eigenen idealen Wollens und Strebens erblickte, der das Wort „rein bleiben“ und „reif werden“ zum Leitwort wurde, hob Walter Flex auf den Schild als Führer und Wegweiser in die deutsche Zukunft.

Deutsche Wandervögel suchten und fanden auf abenteuerlichen Baltikumfahrten das Grab „ihres Dichters“. Sie fanden es mit Blumen geschmückt, gepflegt und gehegt von den wenigen im Lande verbliebenen Deutschen, deren Mittel aber nicht ausreichten, das morsch gewordene Holzkreuz durch ein besseres Denkmal zu ersetzen. Bei ihrer Abgeschiedenheit hatten sie gewöhnt, Deutschland habe seinen Dichter vergessen. Nun hören sie von den jungen Wandervögeln, wie lebendig der Dichter im Herzen seines deutschen Volkes lebt, wie seine Bücher von Hand zu Hand gehen und Wander- und Festgefährten von jung und alt sind. Freudig griffen die Wandervögel den Gedanken auf, für die Schaffung eines Grabsteines Sorge zu tragen, waren sie sich doch bewußt, daß es Ehrenpflicht gerade der deutschen Jugend sein müsse, auf diese Weise ihrem Dichter Dank und Liebe zu erweisen.

Und nun sind schon Rufe durch die Lande gegangen, durch eifrige Mithilfe das Versprechen in die Tat umzusetzen, und es wird an der Mithilfe der Jugend nicht fehlen, will sie würdig sein des Dichters Abschiedsliedes:

Wir sanken für Deutschlands Glanz,
Blüh, Bruder, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
Ist mir ein Denkmal wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
Ein Blümlein überm Grab mir pflügt.
Die Mäulein schlank, die Dirnlein rank
Blühn mir als Totengärtlein Dank.
Blüh, Deutschland, überm Grabe mein,
Jung, stark und schön als Heldenhain.

h.

Deutscher Haß

Wir Deutsche haben nur einen Haß,
Der nagt an uns wie Knochenfraß:
Wir hassen nicht Engländer oder Franzos,
Wir hassen einen einzigen bloß:
Den Deutschen!

Wir hassen ihn gründlich und mit Verstand,
Mit Gott für König und Vaterland;
Seit tausend Jahren wohl auf und ab
Bekämpfen wir ihn und schaufeln sein Grab
Dem Deutschen!

Die weite Welt mag mächtig sein,
Wir machen nicht mit, wir schlagen drein;
Wir schlagen drein im eignen Haus
Und machen mit Hader und Zank den Garaus
Dem Deutschen!

Der eine ist schwarz und der andere ist rot,
Der Welfe schlug schon den Waibling tot,
Und wenn der Bruder am Boden liegt,
Dann freut sich der andere, daß er besiegt
Den Deutschen!

Wir Deutsche haben nur einen Feind,
Viel stärker als alle andern vereint,
Nur einen, der unsere Riesenkraft
Zermürben kann, bis sie vernichtet, erschlaft
Den Deutschen!

Und ob auch die Welt voll Teufel wär',
Deutschland zu beugen war ihr zu schwer,
Wenn brüderlich treu in Gefahr und Not
Zusammenstehen wär, bis zum Tod das Gebot
Der Deutschen! Klodow.

Jean Pauls hundertjähriger Todestag am 14. November ist geeignet, die Erinnerung an diese eigentümliche Persönlichkeit an der Wende der Klassik zur Romantik wieder aufzufrischen und auf sie als Fundgrube deutschen Humors hinzuweisen, deren beschauliche Laune, innige Liebe und tiefes Verbundensein mit den kleinsten Dingen in Haus und Familie, Natur und Welt unserer Zeit not tut. Friedrich Richter, wie sein wirklicher Name lautet, wurde am 21. März 1763 geboren in Wunsiedel im Fichtelgebirge und starb 1825 zu Bayreuth. Einer stillen, ruhigen Kindheit folgten Lern- und Schuljahre, die eine unstillbare Lesewut auszeichneten, dann kam nach dem Tode des Vaters eine schwere Zeit, in der Not, Entbehrung und Tod den Dichter stets begleiteten und ihn als Hauslehrer sein Leben fristen ließen, bis ihn ein Schulmeisteramt nach Schwarzenbach rief und er dort seinen erzieherischen Idealen nachgehen konnte, die ganz noch im Bann des 18. Jahrhunderts und seiner humanen Bestrebungen standen. Von hier aus schlug Jean Paul dann auch die Brücke in den Kreis der Weimarer Dichtersfürsten hinüber, und bald lag dem bis dahin fast unbekannt gebliebenen Poeten alle Welt zu Füßen. Die weitgeschweifige Art seines Schreibens stört in den großen Romanen

und macht sie dem heutigen Geschmack trotz ihrer prachtvollen Einzeltüfte, in denen sich die phantastisch-bekehrte Schilderungskraft des Dichters stark, ja hinreichend erweist, unzugänglich. Anders steht es mit den köstlichen Spiegeln des menschlichen Lebens, wie sie uns Jean Paul etwa im „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wutz“, im „Quintus Fixlein“ oder in des Feldpredigers Schmätle „Reise nach Flak“ und „Dr. Rahbergers Babereise“ vorhält, wo der trauze, bunte Inhalt bei aller Formlosigkeit des bewegten, gleichnisreichen, springenden Stils doch im passenden Rahmen erscheint und so erfreut. Dr. St.

Am 15. Oktober dieses Jahres waren hundert Jahre vergangen, seit zu Zürich Conrad Ferdinand Meyer, einer der großen Erzähler aus der Reihe der Keller, Storm, Fontane und Raabe, dem deutschen Schrifttum geboren wurde, der in seinem Werk noch einmal im 19. Jahrhundert den Versuch der künstlerischen Verschmelzung romanischer Formklarheit mit germanischer Ausdruckskraft wagte, wie es Aufgabe der klassischen Dichtung des 18. Jahrhunderts gewesen war. Ein Streben, das in seinen Gedichten und Epen den stärksten Niederschlag gefunden hat, die daher auch dem Herzen seines Volkes fremd geblieben sind trotz ihrer vollendeten Schönheit, die nur nicht die Wärme des Blutes ausströmen vermag. „Huttners letzte Tage“ vielleicht ausgenommen, weil sie ein deutsches Redensdichsel schildern. Dafür strahlt der Ruhm seiner Bünd-

nergeschichte „Jürg Jenatsch“ und der zwei Bände Novellen mit dem „Schuß von der Kanzel“, den „Leiden eines Knaben“ und dem „Amulett“ um so höher und wird von der Liebe einer großen, noch stets wachsenden Gemeinde von Freunden vergoldet, weil sich in diesen Prosawerken die Spannkraft des inhaltlichen Vorwurfs mit einer Kunst der Schilderung, der Menschenzeichnung und des Erzählens verbindet, die in ihrer schlichten Eindringlichkeit von zwingender Gewalt ist. Dr. St.

In Düsseldorf hielt im vorigen Monat die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“, die in zahlreichen Ortsgruppen über Deutschland sich in wenigen Jahren verbreitet hat, ihre Hauptversammlung ab, um Zeugnis abzulegen von der Arbeit dieser Gesinnungsgemeinschaft, die sich aus allen Kreisen des deutschen Volkes zusammengefunden hat, um das geistige Vermächtnis dieses Dichters, der eine Quelle echten Humors und runden, urwüchsigen Menschentums ist, zu pflegen und unter seinem Banner bemüht ist, die Scharen der Vertreter seiner Lebensanschauungen zu sammeln. Am 15. November werden es gerade 15 Jahre her sein, daß der „Alte von Braunschweig“ als letzter Zweig am Stamm des großen Erzählergeschlechts des Realismus von uns ging. Dr. St.

Die Erbschaft vum Diedehofe

Die Gschicht wollen er wisse, wie ich sellemol erwe gange bin? Na jo, meintwege, will ich se euch verzeihen.

Do war e Vetter vum mir in der Näh vum Diedehofe, e reicher alter Reel, Gschwischterkind mit mir un ledig, do hawe mer oft gedenkt, ich und mei Fraa, 's könnt emol e Bredel zu erwe gewe. Die Rinner hawen em jeds Johr gratuliere misse uf Neujohr, 's war allemol e Wertschaft un e Gethu, bis mer se derzu gebrocht hot, mei Fraa hot's awer dorchgeseht, „dann,“ hot se gsagt, „mer derfen en nit weder de Kopp schoske, reiche Leut wollen geehrt sei.“

Na, do sihe mer emol obends beinanner un schpiele 66, ich un mei Fraa, die Mädle schiden Dedle un die Großmutter schridt Schtrimp und schloft als zwischenei, do kloppt's uf emol an de Lade un kloppt noch emol, wie mer nit glei ufmake, un kloppt als fort.

„Jesjes,“ kreischt die Großmutter un fahrt uf aus em beschte Schlof, „s werd doch nit brenne!“ Un mei Fraa ruft: „Sie weren doch de Philp nit bringe — unsern Sohn, wu im Storde gesehe isch mit me Freind — 's werd em doch nix sei!“

Ich laaf dapper ans Fenschter un frog: „Wer isch draus?“ „Ach uf, Untel,“ ruft's, „ich bin's, der Battischt, ich bin grad mittem Zug kumme.“

Ich hab se archi Gräd ghatt, wie ich des hör. 's giebt in jeder Familie een, manchmol aach e paar, wu die Been nauschtreden, daß die annere driwer schtolpern. Bei und hot des Gschäft der Battischt bsorgt, me Neweh, un er hot lange Been ghatt un hot se aach lang nausgeschtrickt. Des isch nor bildlich geredt, um zu sage, daß er e Thunigtut war, wu die Verwandtschaft iwel dran gemacht hot; am iwelbrantschte awer hot er mich gemacht, ich war meiner Lebtag e guter Deiwel, un wann er Geld gebraucht hot, isch er meeschtens an mich gange. Er hott sellemol en Ledderverkaaf ghatt in Frankthal, ich hab mer bald die Been abgeloße, bis er des Krämche kriegt hot.

„Was kummschte dann so spät,“ sag ich verdrießlich.

„Untel,“ ruft er ganz ufgeregt, „ich hab e Telegramm kriegt, der Vetter vum Diedehofe isch gschtorbe.“

's isch mer in die Glieder gschlage, wie wann mer neie Wein getrunke hot, ich lang em schnell den Schlüssel naus, er kummt rei un isch aach noch ganz verschawert.

„Ja na,“ sagt mei Fraa, wu zuerscht die Geistesgegenwart widder gfunne hot, „do werd's am beschte sei, ihr fahrt glei morgen frih hin; wann geht dann der erscht Zug?“

Ich geh un hol de Fahrplan, 's hot mich geärgert, daß se an den Schlappes telegraphiert hawen un nit an mich. „Vun wem war dann des Telegramm?“ frog ich.

„Ich hab de Name nit recht lese kenne,“ sagt der Battischt, „'s war vume Franzos, glaab ich.“

„Do war's vum Herr Didier, em Vetter selig sein beschte Freund,“ sag ich, „den kenn' ich aach, 's isch se Franzos, er isch aus'm Elsaß.“

„Ja, ich meen, Didier hot's gheesse,“ sagt der Battischt.

„Nicht mer nor mei schwarze Kleder noch heut obend,“ sag ich zu meiner Fraa, „un em Philp seine aach, mer misse schun am viere fort. Wann werd er dann begrawe?“ frog ich de Battischt.

„Do derzun isch nix im Telegramm gschtanne,“ sagt er, „ich hab aach gar nit an die Leich gedenkt, — nor ans erwe, denk ich bei mer selber — „sunstch wär ich nit in dem gringehle Rod kumme.“

Ich guck en an, schteht der gewinnfichtig Reel do wie e Grinschpecht, un soll uf de Leich.

„Vielleicht kann er die alte schwarze Hoffe vum dir anziehe,“ sagt nochdenklich mei Fraa, „un em Philp sein Konfirmationsrod.“

Ich nehm en mit in mei Schtub un schlaffier en raus. Die Hoffe waren e bissel weit, er hot ausgese, wie wann er die nei Schweningerkur gebraucht het un het sich die Hoffe noch nit einnähe losse, un der Rod war e bissel eng, do hot mer ofonträhr meene kenne, er wär mittem Einnähe zu voreilig gewest, un die Kur het nit ganz de Erwartunge entsprochen. Awer 's isch gange. So isch er halt widder in die gringehle Muntur gschluppt un mer sin niwer gange zu de annere un hawe driwer gredt, wie schnell der Mensch oft fort isch, un hawe e Budell Wein derzu getrunke.

„Ob er nit zuletscht noch die Wassersucht kriegt hot?“ sagt die Großmutter. Vor dere Krankheit hot se selber arch Manschette.

Owerdem kummt der Philp heem. Der hot gscholte, daß der Battischt des Telegramm nit mitgebrocht hot, un bal druf sin mer all ins Bett gange un hawe vum Vetter seine Geldsäck getraamt. 's war nit der Mäh wert, daß mer uns gelegt hawe. Wann ich e Antepathie hab, isch's die gege des Eisebahnfare mittem erschte Zug. Der Mensch kummt nit zu seiner Nachtruß derbei.

Anfangs war's nit iwel in der Bahn, leer un lustig. Bal awer hot sich's gschtoppt in dere dritte Klaff, zwitter hab ich nit fahre wolle, weil ich de Battischt hab frei halte misse. Un bodersfor hocht sich der Reel ans Fenschter un loßt sein' alte Untel un Wohltäter zwische

zwee dicke Madamme eingpercht, vum bene mer e jedi hot uf zwee Zentner taxiere kenne. E unkultivierter Mensch, der Battischt.

Na, endlich hot das Glend aach e End genumme, mer sin in Diedehofe ankumme, so noch zwelfe, hawe in der Reschtarazion zu Mittag gesse un uns nochher en Lade zeige losse, wu mer Trauerflehr kriegt. Die Mamselle im Lade waren recht scharmant, hawen uns die Flehr an die Arm genäht un uf die Hit gschtedt. Ich un der Philp hawe unser' feine neie Zylinderhit ufghatt un der Battischt mein' alte, abgelegte. Er isch em bis iwer die Ohre gsfalle, wie er 'n derheem usprobiert hot, awer mei Fraa hot em die Zeitunge vum der lehte Woch ins Fuder gschtedt, do hot er ghalte. Nor isch er ringsum uf e unerklärliche Art vum Kopp abgschtanne, als wann er frei iwer dem Kopp schwebt thät, schtatt druf zu sihe. Derno hawe mer uns ufgemacht, un sin zu Diedehofe naus im Schweiß unseres Angesichtes uf der Landschtröf noch em Vetter sein Dorf gewannert. Die Sunn hot gebrennt uf die hohe Hit, daß uns die Repp geraacht hawen, war ich so froh, wie mer in dem Reicht waren.

„Zuerscht gehe mer zum Herr Didier,“ hab' ich glagt, „un erkundige uns noch de nähere Umständ.“ Sei Haus war glei am Anfang vum Ort, un der Herr Didier war aach derheem. Er hot in seiner Schtaatsstuh schtrimpig uf'm Kanapee gelege, for e Mittagsschlafsch zu mache. Do dran isch er dorch uns verkerzt wore, awer er war recht heßlich un hot mich aach noch gekennt vum friher.

„Wären Se doch e paar Tag eher kumme,“ hot er gsagt, „was het sich der Vetter Vorger gfrät.“

„Ja na,“ sag ich, „mer hawe se Ahnung ghatt, daß er krank war. Was hot em dann gfeht?“

„'s war halt 's Pödegra,“ sagt der Herr Didier ganz ruhig, wahrscheinlich hot er's noch nit ghatt. Mir aber isch's angicht wore und bang, ich hab's schun ghatt, schun e paarmol, awer daß mer dran schterbe kann, hab ich nit gewist. 's war mer e Schrede. „Des wären arch Schmerzen gewest sein?“ frog ich e bissel kleenlaut.

„Schun,“ sagt der Herr Didier, so recht gefühllos.

„Na, und zuletscht, wie isch's do gange?“ frog ich weiter, „hot er doch en leih'te Tod ghatt?“

„Ne,“ sagt er un reißt die Lage ganz vergelschtert uf, „den hot er nit ghatt.“

„O je, o je,“ sag ich bedauerlich, „warum dann nit?“

„Ja, weil er noch lebt,“ sagt er un guckt mich ganz verzwerbelt an. Ich meen, 's schlagt mer eener mittem Derschlegel uf de Kopp.

„Er lebt noch?“ sag ich mit eener ganz zitterige Schtimme.

„Er jo,“ sagt er, „er isch heute morge ins Wildbad gereest.“

„Dunnerwetter noch enmol,“ freisch ich, „for was telegraphieren Sie hernach in der Welt rum un schprengen en alte Mann for nix un widder nix am Narresahl nach Diedehofe?“

„Des isch mer jo nit einsfalle,“ sagt der Herr Didier, „ich het an Sie telegraphiert?“

„Do, an de Battischt, mein Neweh.“

„Den kenn ich gar nit un weech aach nit sei Adres.“

„Du hoscht doch gsagt, 's wär Didier unner dem Telegramm gschtanne, fahrt ich jetzt uf de Battischt los.“

„Ich hab's gemeent,“ sagt der un schteht do wie der Butter in der Sunn, „awer zwif kann ich's nit sage, 's war undeutlich gschriwe.“

„Hm,“ sagt der Herr Didier, „sollt sich do amend eener en Schpaß gemacht hawe mit dem Telegramm?“

Uf emol kriegt sich der Battischt am Kopp un freischt; „Des war der Hoppelfranz un se annerer, wann ich heemkum, schlag ich en tot!“

„Was?“ sang ich jetzt an zu dowe, „do soll dich miserable Reel doch 's Dunnerwetter in de Grundserdsbode neinschlage, hoschte mich derheem noch nit genung ums Geld gebrocht, muß ich mei sauer verdiente Bage aach noch nach Diedehofe trage? Guck wie de heemkummscht zu dem Wertschausbruder, ich zahl der dei Plätsierreese nit. Ich kenn dich vertrimmle, dich elendigi Kreatur!“

„Herr Bohlader, rege Sie sich nit uf,“ sagt der Didier, „'s isch nit gsund bei dere Hit, un 's helfst aach nix. Sie sin jetzt emol do, un thät ich ohne deswege rote, daß Sie grad, wie wann nix wär, ins Haus vum Vetter Vorger gehen un tun, als wann Sie 'n hetten besuche wolle. Er hot e alti Bas bei sich, wu em die Haushaltung fibr, die weech alles, was im Dorf vorgeht un het's glei haus, daß Se do waren. Mar hot Se zu mir reingehe sehe“ — er guckt zum Fenschter naus — „richtig, do draus schtehen noch die Rinner un e paar alte Weiber un passen uf, bis Sie widder rauskummen. Zuerscht wolle mer awer die schwarze Flehr abmake, Sie sehen noch ruhig genug aus. E Scheer!“ ruft er zu der Tür naus, „Kleeni, bring emol e Scheer.“

Die Kleen war em Herr Didier sei große Tochter, wu sich jetzt eifrig driwer gemacht hot, bene Lademamselle ihr Werk zu zerstore. Mer hawe die Flehr in die Säck gschtedt, der Herr Didier hot uns noch de Weg expliziert, er war nit schwer zu finne, dann 's sin nor zwee

Schtröpe im Dorf, vun dene mer die een minnanner nunner getroßt sin.
„Was der Herr Didier e schenes Dechterle hot,“ sagt der Philp unterwegs.

„So,“ sag ich torz un denk bei mir: Jugend, du hoscht te Jugend, guckt der Kerl in so me Lagebild noch de Mädle.

„Se heest Marieche,“ sagt er ganz pläsiertlich.

Ich hab em te Antwort mehr gewe: wann gar te Ernst in en Mensch neinzubringe isch, schpart mer am gscheitschte de Odem.

Die alte Bas isch uf de Tod verschrode, wie uf emol drei schwarze Gichtalte mit hoche Hit feierlich in die Schtub neimarschert sin. Ich weeh nit, hot se uns for Leicheträger ghalte oder for e Gerichtsummission oder for was sunst for duschtere Persönlicheit — ich hab se awer beruhigt mit me scharmante Wickling un hab nit genug drüwer lamentiere kenne, daß mer de Vetter Vorger so verfehlt hawe. Der Philp hot mer beigschtanne, der Battischt awer hot te Wort geredt un sich uf sein Schtuhl getrimmt wie e Worm, so daß die Bas gefrogt hot, ob em was fehlt. Er het Magedrude, hot er gsgagt, un uf des hin gebt se 'm Schnaps zu trinke, e guts Dröppel, ich hab's geroche, so hawen die Lumpe immer Glid. Mir awer gebt se drei große Eppel mit, sie wären aus ihrem Garte. Mer sin nit lang gebliewe, se hot uns aach bereitwillig gehe losse, mich hot der Bodde unner de Füß gebrennt.

Beim Herr Didier hawe mer e Glas Wein trinke misse, er hot's nit annerst gehun, dernoach aber sag ich: „Fort, uf Diedehofe los, uf die Eisebahn.“

Wie mer zum Haus draus sin, fehlt der Philp.

„Wu bischte dann?“ ruf ich, „wu hot dich dann der Deiwel?“

Erwidert kummt er hinneraus, er het doch Abje sage misse, sagt er, un grinst wie e Maitäffer. Soviel Gsib! hawen heutigtags die Kinner for en alte Vatter.

Der Battischt hot unnerwegs nix wie Fäuscht gemacht un mit de Arm gefechet, er hot's wahrscheinlich mittelm Hoppelstranz ghatt.

„Hör uf,“ hab ich grad sage wolle, „wann eener Fäuscht zu mache hot, bin ich's,“ do kracht's aach schun, un er hot uffem Budel 's größte Loch. Des Enge un die Semitsbewegunge waren zuviel for den alte Rod.

„Was sang ich an,“ hot er gejammert, „ich kann so nit unner die Mensche.“

„Ja na,“ sag ich, „du derffst halt de Leut nit de Ride drehe, sei e heßlicher junger Mann un probezier dich nor vun vorne.“ Des war fors Fenschterfähe.

Wie's awer in Diedehofe ans Einschteige gange isch, hab ich mer de Battischt uf de Seit genumme, un: „Battischt,“ hab ich majestätisch zu em gsgagt, „ich bin te Unmensch, wann ich's aach verschwore hab, do hoschte dei Billett. Sez dich, wuhin de wilscht, nor nit zu mir. Kerl,“ hab ich getrische, dann der Born hot mich iwerannt, „ich kann dich nimmi angude, geh mer aus de Lage!“ Dodrus bin ich eingeschiege, 's war mer e bissel leichter.

So sin mer dann die ganz Nacht fortgelottelt in der Eisebahn, ich war des Fahre lädig. 's isch Morge gemest, wie mer derheem unfern Einzug ghalte hawen, ich un der Philp. De Battischt mittelm Loch uf em Budel hab ich unnerwegs, der Tag hot grad gegraut, umschteige seche for nach Frankethal.

Mei Fraa, die Mädle un die Großmutter sin beim Kaffee gseffe, wie mer heemkumme sin. Mei Fraa hot, solang mer fort waren, nor immer die een Angscht ghatt, der Battischt wär amend Universalerwe, weil er 's Telegramm kriegt hot. Die Großmutter hot se awer getroßt, 's wär er emol vun eener Karteschlägern prophezeit worre, eens vun ihre Kinner tät e große Erbschaft mache, un des wär sie, mei Fraa. Mei Dechter waren nit so einträchtig minnanner, die hawen sich schun beinah an de Repp ghatt, weil die Rätche mit dem viele Geld nach Mannen het ziehe möge un die Bawett hot nit fortgewollt wege 's Wolse Jakob, wu se bal druf aach geheirat hot.

Die vier Frauenzimmer waren in eener Schpannung, wie se uns zu der Dühr reinkumme sehen, daß mer sich wunnere muß, daß es te Explosion gewe hot un die een oder annere in die Luft gahre isch. Der Philp hot kaum 's Lache verbeize könne, des hawen se for e guts Zeiche genumme. Ich awer hab in de Sad gelangt, hab die drei Eppel rausgoholt, hab een vor mei Fraa gelegt, een vor die Rätche un een vor die Bawett. „Großmutter,“ hab ich gsgagt, „Ihr sin in die Brich gsfalle.“ Un wie se große Lage machen, alle vort, sag ich: „Des isch die ganz Erbschaft.“

„Der Battischt!“ kreischt mei Fraa.

„Er lebt noch,“ sag ich, „er lebt, der Vetter Vorger,“ un der Philp fangt an zu lache, daß 's Haus wadelt. Zuerst hawen se bes sein wolle do drüwer, sie hawen awer nit getennt; mer fange alle an zu lache un lache fort un lenne gar nimmi ufhöre. So hawe mer doch wenigstens gelacht for unser Geld, wu die Rees' nach Diedehofe gloscht hot.

Die Gschichte hot awer noch e Nachspiel, wie mer sagt, un des Nachspiel heest Marieche. Mer ware noch nit lang derheem, do hot der Philp angfange, alle Sonntag nach Berghaufe zu laafe, er het en Freind dort, hot er gsgagt. Mir isch nix drüwer einsfalle, awer mei Fraa hot glei am erschte Sonntag gsgagt: „Do schtedt was dehinner. For zu me Freind zu gehe, löst mer sich te Lode brenne.“ Un richtig kummt's raus, daß 's Marieche dehinner schtedt, em Herr Didier sei Kleeni, wu in Berghaufe bei eener Institutsfreindin uf Besuch war. Daß se dort hingehet, hot der Philp an er rausgebrocht, wie er so arch lang zum Abjesage gebraucht hot. Eh se widder beem isch, waren die zwee Junge minnanner eenig, uns Alte war's aach recht, un jekt isch Marieche dem Philp sei Fräuche, un der Philp sagt, er gab die Rees' nach Diedehofe nit for e Million. Na, er isch erscht e Vertelohr verheirat.

Wie's em Vetter Vorger geht, fragen er mich? Gut geht's em, prächtig, un des frät mich. Mer isch doch te Rannebal, daß mer de Tod vun sein Nebenmensche will, un wann's zehnmol der Erbvetter wär.

Engelbert der Heilige

(Zum 700jährigen Gedenktag seiner Ermordung, 7. November 1225)

Von Prof. Dr. Franz Bender, Köln

Nicht weniger als fünfmal in einem Jahrhundert haben jüngere Söhne aus dem Hause der Grafen von Berg die erzbischöfliche Würde innegehabt. Der berühmteste und vielleicht der bedeutendste von allen kölnischen Kirchenfürsten überhaupt war Engelbert, der am 7. November 1225 dem Mordstahl eines gekränkten Vasallen zum Opfer fiel im blühenden Alter von 40 Jahren, inmitten der vollen Kraft seines Schaffens.

Schon früh war Engelbert zum geistlichen Stande bestimmt. Die erste Ausbildung erhielt er in Köln, wo sein Vetter Adolf Erzbischof war. Schon mit 13 Jahren erscheint er als Propst von St. Gereon im Gefolge seines Veters, als dieser in Aachen die Krönung Ottos IV. vollzog; mit 18 Jahren hatte er als Dompropst die angesehenste Stellung nach dem Erzbischof inne. Nach Adolfs Absetzung verwüstete er das Erzstift mit seinen Anhängern derart, daß die Domherren und der neugewählte Erzbischof nicht einmal mehr die nötigen Einkünfte zu ihrem Lebensunterhalt hatten. Um den Bann des Papstes kümmerte er sich wenig. Als jedoch der Streit mit Adolfs Unterwerfung zu Ende war, söhnte sich auch Engelbert mit der Kirche aus und verpflichtete sich bei dieser Gelegenheit zu einem Kreuzzug. Da jeder Kampf gegen Ungläubige (auch außerhalb des hl. Landes) als Kreuzzug galt und gerade damals ein Kreuzzug gegen die Sekte der Waldenser und Albigenser im südlichen Frankreich gepredigt wurde, so begab sich Engelbert zur Erfüllung seines Gelübdes im Jahre 1212 dorthin.

Engelbert war bei seiner Wahl über 30 Jahre alt, nicht mehr der jugendliche Feuerkopf, sondern ein ernster Fürst und frommer kirchlicher Würdenträger, den seine Zeitgenossen, insbesondere der Mönch Casarius von Heisterbach, nicht genug zu loben wissen. Daß bei so vielen Vorzügen auch Schattenseiten vorhanden sind, darf nicht wundernehmen. In unparteiischer Weise hat sein Biograph Professor Julius Ficker Licht und Schatten verteilt.

Bei Engelberts Regierungsantritt war das Erzstift tief verschuldet. Papst Honorius wollte das Pallium erst nach Deckung der Schulden seiner Vorgänger bei der Kurie und den römischen Kaufleuten verleihen; sie betrugen im ganzen die für die damalige Zeit ungeheuerliche Summe von 16 000 Mark; dazu brauchte Engelbert selbst für Regierungszwecke trotz seines eigenen Reichtums viel Geld. Wie groß die Finanznot war, erhellt aus dem Verkauf eines kostbaren Domtelches an das Pariser Kapitel. Bis in die letzten Regierungsjahre haben der Erzbischof wie das Erzstift unter schwerem Geldmangel zu leiden gehabt. Wie er jedoch sein Privatvermögen der Allgemeinheit dienstbar machte, so verlangte er auch von allen Einwohnern des Erzstiftes, selbst von den Geistlichen, hohe Steuern.

Andererseits war er väterlich für alle besorgt. Charakteristisch ist eine Äußerung zu einem Lehnsman: „Du kannst nicht besorgt sein, Deinen Kindern, die Du über alles liebst, eine große Erbschaft zu hinterlassen, als ich besorgt bin, das Erbe des hl. Petrus und seiner Kirche zu mehren.“

Als Regent hatte Engelbert das Bestreben, die herzogliche Gewalt, die seit Bruno eigentlich immer von den Erzbischöfen beansprucht worden war, weiter auszubauen und den Landfrieden aufrechtzuerhalten. Gar manches Raubneß wurde von ihm genommen, unter andern die bekannte Burg Tiron (Thurandt) a. d. Mosel. Sein Wirkungskreis und seine Macht erweiterten sich beträchtlich, als sein Bruder Adolf bei einem Kreuzzuge vor Damiette dem mörderischen Klima erlag, denn nunmehr war Engelbert Haupt und Erbe des gräflichen Hauses Berg, und wir können seine Machtfülle mit der des größten aller deutschen Vasallen aus dem Mittelalter, nämlich Heinrichs des Löwen, voll vergleichen. Man hat Engelbert sogar den Vorwurf gemacht, er sei mehr weltlicher als geistlicher Fürst gewesen. Ja, ein Mönch von Heisterbach soll ihm einst gesagt haben: „Herr, Ihr seid ein

trefflicher Herzog, aber kein guter Bischof.“ Diese Verbindung von weltlicher und geistlicher Herrschaft war aber im Mittelalter allgemein, und niemand nahm daran Anstoß. Es kann auch niemand behaupten, daß Engelbert seine kirchliche Tätigkeit neben der weltlichen vernachlässigt hätte, wie so viele seiner Standesgenossen. Vor allem hat er die beiden großen Bettelorden, die so segensreich wirkten, mächtig gefördert. 1219 wurden die ersten Minoriten, 1221 die ersten Dominikaner in Köln angesiedelt. Über die Geistlichen übte er strenge Aufsicht, die auch not tat. Charakteristisch für die damaligen Zustände ist ein Beschluß des Domkapitels, daß mindestens acht Priester unter seinen Mitgliedern sein müßten; ebenso ein Dekret Engelberts, das sich gegen Landstreicher wendet, die sich für Geistliche ausgeben und die Bauern pressen. Viele Kirchen erfuhren seine Freigebigkeit; auch gilt es heute wohl für ausgemacht, daß er zuerst den Plan für den gigantischen Bau unseres jetzigen Domes faßte.

Nicht minder war Engelbert für das Reich tätig, besonders seit 1221. Als nämlich Friedrich 1220 zur Kaiserkrönung nach Italien gezogen war und dort länger verweilen mußte, ernannte er den Kölner Erzbischof zum Pfleger des jungen Königs und zum Verweser des Reiches. Dieser vollzog 1222 an Heinrich in Aachen die Krönung und widmete sich seiner neuen Aufgabe mit größtem Eifer; er war, wie ein Zeitgenosse sagt, „die Säule der Kirche, die Stütze des Klerus, die Stütze des Reiches“.

Und der berühmteste Lyriker des Mittelalters, der schon erwähnte Walther von der Vogelweide, singt von ihm:

„Preiswerter Bischof Kölns, ihr mögt wohl fröhlich sein,
Ihr habt dem Reich so wohl gedient, wir räumen's ein,
Daß euer Lob stieg wunderhoch empor und schwebt allein.
Kann nun ein feiger Reider nicht von eurem Wort genesen,
Fürstenmeister, laßt euch das nicht kümmern, achtet's klein.
Getreuer Königs Pfleger, hoch ist euer Wesen,
Kanzler zu Kaisers Ehren, wie er nie gewesen,
Eintausend Mäße, dreier Könige Kämmerer auserlesen.“

Anzufrieden mit Engelberts Regierung waren nur die Grafen und

Barone, die bisher das Volk bedrückt hatten, jetzt aber des Erzbischofs schwere Hand fühlen mußten. Einer Verschwörung von dieser Seite fiel denn auch Engelbert zum Opfer. Ein Mitglied seines eigenen Hauses leitete die Ausführung der schändlichen Mordtat. Wie Engelbert vor allem die Klöster gegen die Übergriffe ihrer Vögte sicherte, so trat er auch seinem Neffen Friedrich von Hohenburg entgegen, als dieser das Stift Essen bedrängte, das er doch eigentlich als Vogt hätte schützen sollen. Im November 1225 begab sich Engelbert in dieser Angelegenheit nach Soest, wo er mit Friedrich und dessen zahlreichen Anhängern zusammentraf. Friedrich blieb trotz aller Vermittlungsversuche hartnäckig; für

ihn war Engelberts Ermordung beschlossene Sache. Aus seinem ingrimmigen Hase machte er so wenig Hehl, daß der Erzbischof von verschiedener Seite vor ihm gewarnt wurde. In banger Abnung bereitete er sich auf ein nahes Ende vor. Von Soest ging Engelbert nach Schwelm, um die dortige Kirche zu weihen. Auf dem Wege gesellte sich der Hohenburger, der sich zum Schein mit ihm ausgesöhnt hatte, zu ihm. Am Sevelsberge zwischen Hagen und Schwelm lagerten seine Mordgesellen im Hinterhalt. In einem tiefen Hohlwege wurde Engelbert mit seinem kleinen Gefolge eingeschlossen und überfallen; seine Begleiter, außer Konrad von Dortmund, ließen ihn im Stich. Über die Ausführung der Untat erzählt ein Bericht:

„Er selbst (Friedrich) und die hierzu bestimmten teuflischen Mordgesellen stürzten auf den Erzbischof los und erschlugen oder vielmehr sie schlachteten ihn geradezu, nicht mit der Erbitterung von Menschen, sondern besetzt von wahrhaft teuflischer Grausamkeit.“

Dieser Anblick erschütterte selbst den Hohenburger so, daß er ausrief:

„Wehe mir Elenden, es ist schon zu viel!“ und die Wütenden hinderte, dem Erschlagenen auch noch das Haupt abzuschneiden. Ein Ritter und der Kellermeister des Erzbischofs kehrten in tiefer Nacht an die Unglücksstätte zurück. Auf einem elenden Dünghaufen brachten sie den fürstlichen Leichnam, dem die Hagier sogar die Kleidung geraubt hatte, nach Schwelm. Von dort führte ihn sein Gefolge, das sich allmählich wieder zusammensand, zum Stammschloß an der Wupper; aber die Burgmannen verwehrten aus Furcht vor dem neuen Herrn den Einlaß, eine Szene, die uns heute ein großes Wandgemälde im Schloß Burg lebhaft vor Augen führt. Im Kloster zu Altenberg fand Engelbert endlich eine Ruhestätte; hier wurden auch seine Eingeweide beigelegt. Der Leichnam selbst, der nicht weniger als sieben- und zwanzig Wunden aufwies, wurde feierlich geschmückt und nach Köln gebracht.

Als man den Leichnam auslochte, um das Fleisch von den Gebeinen zu trennen, zeigte sich der Schädel vollständig zertrümmert. 1847 wurden bei einem Neubau in Altenberg in einem kleinen Weisarg die Eingeweide Engelberts gefunden, wohl erhalten; indes zerfielen sie sofort beim Zutritt der Luft. Ein Augenzeuge berichtet, das Herz sei auffallend groß gewesen.

„Worte können es nicht sagen“, bemerkt der schon erwähnte Mönch Cäsius von Heisterbach, „keine Feder vermag es zu beschreiben, wie groß damals der Schmerz und der Jammer der Geistlichkeit, die Entrüstung und die Trauer der Dienstmannen, das Weinen und Schluchzen des Volkes jeden Alters, jeden Geschlechtes war, wie sie den Tod ihres Oberhirten beklagten, wie sie sich alles Gute, das er ihnen erwiesen, ins Gedächtnis zurückeriefen und tausendfachen Tod herabwünschten auf den Mörder.“ Man ließ den Leichnam über der Erde stehen, bis die Blutschuld an den Mördern gesühnt wäre; erst 1226 wurde er im Dome unter Mitwirkung eines Kardinallegaten beigelegt. Die Gebeine Engelberts wurden später in den neuen Dom überführt, zu dessen Bau auch die erste Anregung von ihm ausgegangen war. Im Jahre 1622 wurden sie erhoben und später in einen prächtigen Silberschrein gelegt, den Konrad Quisbergh aus Köln 1633 bis 1635 in getriebener Arbeit verfertigte. Dieser Engelbertusschrein, auf dem

unter anderem besonders Szenen aus dem Leben des Heiligen dargestellt sind, befindet sich in der Schatzkammer des Domes; früher ruhten die Gebeine dort in der Engelbertuskapelle. Auf der Unglücksstätte am Sevelsberge wurde zum Andenken zuerst ein Kreuz errichtet, später eine Kapelle und ein Kloster erbaut. Die Hauptstadt des Bergischen Landes, Wipperfurth, ehrte ihren einstigen Fürsten, der ihr 1217 die Stadtrechte verliehen, durch ein Standbild auf dem Marktplatz. Schon bald nach seinem Tode wurde Engelbert als Heiliger verehrt, ohne daß eine förmliche Heiligsprechung stattfand; zahlreiche Wunder sollen an seinem Grabe und an seiner Todesstätte geschehen sein.



Engelberts Leiche vor Schloß Burg a. d. Wupper

Wandgemälde von Prof. Claus Meyer im Schloß Burg

Mit Engelbert erlosch das alte Geschlecht der Grafen von Berg und ihm folgte der Gemahl seiner Nichte Irmgard, Graf Heinrich von Limburg, in der Herrschaft. Den Limburgern wird, und sicher nicht mit Unrecht, vorgeworfen, sie hätten der Ermordung nicht ferngestanden; auch andere Fürsten waren einverstanden, sogar geistliche, vor allem die Bischöfe von Münster und Osnabrück, beide Brüder des Hohenburgers.

Allgemeine Trauer herrschte in Stadt und Reich. Bei der Thronbesteigung von Engelberts Nachfolger legten seine Mannen sein blutiges Hemd in den Schoß des neuen Herrn und verlangten laut Rache an dem Mörder. Und Heinrich von Molenark gelobte das feierlich. Ebenso verlangten die Dienstmannen Rache in Nürnberg beim Könige Heinrich und auf dem Fürstentag in Frankfurt. Die Mörder kamen in Acht und Bann; das Konzil zu Mainz erklärte Engelbert für einen Märtyrer. Die Bischöfe von Münster und Osnabrück wurden suspendiert; sie wie auch Friedrich suchten vergebens Freispruch in Rom. Friedrichs

Gemahlin starb plötzlich mit ihrem jüngsten Kinde; die Sage berichtet, vor Kummer sei ihr Herz zur Größe einer Bohne zusammengeschrunpft. Die Erbitterung über die Mörder und die Trauer um den Verbliebenen teilte ganz Deutschland mit Köln. Walthers von der Vogelweide sang:

„Den ich im Leben pries, des Tod muß ich beklagen:
Drum weh ihm, der den edlen Fürsten hat erschlagen
Von Köln! O weh, daß ihn die Erde noch mag tragen;
Ich kann ihm seiner Schuld gemäß noch keine Marter finden;
Ihm wäre zu gelind ein eichner Strang um seinen Kragen;
Ich will ihn auch nicht brennen, vierteln oder schinden;
Noch mit Rad zermalmen, noch darüber binden:
Ich hoff, er werde lebend noch den Weg zur Hölle finden.“

Walthers Wunsch erfüllte sich bald. Schon am vierten Tag nach dem Morde wurde der erste Übeltäter in Deutz gefangen und gerädert; ein anderer wurde in Köln an den Schweif wilder Pferde gefesselt und zu Tode geschleift. Die übrigen irrten landflüchtig umher. Auf den Kopf Friedrichs von Isenburg wurde von Engelberts Nachfolger, Heinrich I. von Molenark, ein Preis von tausend Mark gesetzt. Nach langem Umherirren wurde er in Lüttich gefangen und nach Köln ausgeliefert; genau ein Jahr, nachdem die Leiche Engelberts nach Köln gebracht war, wurde der Mörder eingeliefert und drei Tage später zur Hinrichtung geführt. Vor dem Severinstore war auf einem Hügel ein schweres Rad aufgerichtet — der Name Raderthaler erinnert angeblich noch an jenen Richtplatz —, dazu bestimmt, den Verbrecher aufzunehmen. Man zerschlug ihm mit dem Beile Arme, Beine und Rückgrat und flocht ihn dann auf das Rad. Das war ein langsamer, graufiger Tod, denn die Marter dauerte bis zum nächsten Morgen; doch Friedrich ertrug alles mit bewunderungswürdiger Geduld, um so seinen Frevel zu sühnen. Wenn die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff die

Gräfin Isenburg in ihrem bekannten Gedichte den Gatten beklagen läßt, so stimmt das mit der Geschichte nicht überein, die Isenburgerin hat jene Sühne nicht mehr erlebt.

Der Hügel, auf dem sich die Richtstätte befand, wurde zur größeren Sicherheit der Stadt entfernt, als Karl der Kühne von Burgund Neuf belagerte und Köln bedrohte.

Engelberts Tod war nicht nur für seine Diözese, sondern auch für ganz Deutschland ein schwerer Verlust. „Es war,“ wie der Verfasser der ausgezeichneten Biographie des großen Kirchenfürsten, Professor Julius Ficker sagt, „der dritte der unheilvollen Schläge, von denen kurz nacheinander das Reich getroffen wurde. Als Kaiser Heinrich das Reich auf den Gipfel der Macht erhoben, starb er in der Blüte seiner Jahre, und endlose Verwirrung folgte seinem Tode. Als kaum mit

dem Obliegen König Philipps sich freudigere Aussichten eröffneten, wurden sie vernichtet durch die Freveltat des Wittelsbachers. Nicht minder verhängnisvoll wurde jetzt Engelberts Ermordung für das Reich. Wohl mochte der junge König in bittere Tränen ausbrechen, als ihm zu Frankfurt die blutige Leiche gezeigt wurde, wohl mochte er klagen darüber, daß ihm der weise Berater entrißen war. Heinrich fand keinen, der ihm den Ermordeten hätte ersetzen können; bald sich selbst überlassen, beging er einen Mißgriff nach dem andern, eilte unaufhaltsam seinem unglücklichen Ende entgegen. Das Reich verlor den kräftigen Lenker, den Erhalter des Friedens, als kaum erst der Grund zu einer besseren Ordnung der Dinge gelegt war; die alte Verwirrung brach sich wieder Bahn; für einen langen Zeitraum sollten Engelberts Regierungsjahre die letzten gewesen sein, in denen das hartgeprüfte Volk frei aufatmen konnte in der Hoffnung, daß nun endlich die Tage der Trübsal beendet seien. Gewiß war Engelberts Ermordung nicht der am leichtesten zu verschmerzende in der Reihe schwerer Unglücksfälle, die in ihrem unheilvollen Zusammenwirken das einst so mächtige Deutsche Reich dem Zerfalle zuführten.“



Engelbertusbrunnen in Wipperfurth

Preisabbau

Wer will die letzten noch vorhandenen Bände des 3. u. 4. Jahrganges unserer Zeitschrift haben?

Der melde sich sofort, bevor der Restbestand vergriffen ist.

Da Weihnachten vor der Tür steht, haben wir im Belang unserer Leser die Preise nochmals erheblich heruntergesetzt:

für Konzernmitglieder bzw. Nichtmitglieder

3. Jahrgang Halbleinen . .	2,50	5,—
3. Jahrgang Ganzleinen . .	3,50	6,—
4. Jahrgang Halbleinen . .	5,—	7,—
4. Jahrgang Ganzleinen . .	6,—	8,—

Die Bände sind infolge ihrer dauerhaften und geschmackvollen Aufmachung ein schöner und ansehnlicher Geschenkartikel. Wir bitten, Bestellungen umgehend aufzugeben an unsere Anschrift, Düsseldorf, Reichsstraße 31/39.

„Das Werk“ Schriftleitung

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Deutsche Turnerschaft

Bergfest in Kettwig an der Ruhr. Das letzte diesjährige Bergfest der Deutschen Turnerschaft (Turnkreis 8b) fand am Sonntag, den 20. September in Kettwig auf dem dortigen Jahn-Platz, herrlich auf der Höhe des Stadtwaldes gelegen, statt. Über 600 Wettkämpfer und Wettkämpferinnen waren zu den Mehrkämpfen angetreten. Nicht allein daß die besten Volksturner aus dem Kreise 8b zur Stelle waren, sondern aus vielen Orten waren sie gekommen. So aus Mülheim-Ruhr, Düsseldorf, Duisburg, Gelsenkirchen, Solingen, Remscheid, ja sogar von der linken Rheinseite bis hinter M.-Gladbach und Rheydt. In den Mehrkämpfen wurden vorzügliche Leistungen geboten, aber auch die nachmittags stattfindenden Einzelkämpfe, vor mehreren tausend Zuschauern durchgeführt, zeigten gute Ergebnisse. Die Laufbahnen auf dem umgebauten und vergrößerten Platz sind allerdings noch viel zu weich.

Fünfkampf der Turner 1. Abteilung (Weitsprung, Hochsprung, Steinstoßen 15 kg, Kugelstoßen 7½ kg aus dem Kreis, Laufen über 100 m): 1. Sieger Friß Dorisch, Allg. Sv. Neuß, 121 P., 2. Sieger Grevenhaus, Sv. Mülheim-Styrum, 120 P., 3. Rippig, Sv. Mülheim-Styrum, 118 P.

Aus Gelsenkirchen: 7. Sieger Gerh. Knappert, Sv. Udenhof, 96 P., 16. Sieger Friß Melang, Sv. Udenhof, 83 P., 18. Sieger Heinrich Oenhäusen, Sv. Udenhof, 81 P., 19. Sieger Georg Pfeiffer, Sv. Udenhof, 80 P., 22. Sieger Josef Groning, Sv. Udenhof, 77 P., 24. Sieger Hans Ehlert, Sv. Schalke von 1877, 75 P.

Aus Düsseldorf: 1. Emil Haase, Allg. Sv. Düsseldorf, 110 P., 5. Keuland, Allg. Sv. Düsseldorf, 103 P., 6. A. Jenny Allg. Sv., Düsseldorf, 98 P., 8. Heinrich Rothe, Sv. Düsseldorf-Grafenberg, 94 P., 22. Heinrich Breuer, Allg. Sv. Düsseldorf, 77 P.

Aus Duisburg: 11. Hans Momm, Sv. 48 Duisburg, 89 P., 12. Friß Haag, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 87 P., 19. Heinrich Berns, Sv. 48 Duisburg, 80 P., 21. Heinrich Aldenhoven, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 78 P., 27. Josef Witt, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 71 P., 28. Herm. Kloppner, Sv. 48 Duisburg, 69 P.

Aus Mülheim-Ruhr: 20. Peter Gah, Sv. Mülheim-Styrum, 79 P., 22. Friß Riehl, Sv. 95 Mülheim-Speldorf, 77 P., 23. Friß Wegener, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 76 P., 25. Alex Busch, Sv. Mülheim-Speldorf, 76 P., 25. Kurt Hobirt, Sv. Mülheim-Styrum, 73 P., 28. Wilhelm Fabry, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 69 P., 29. Friß Phillippi, Sv. 56 Mülheim, 67 P.

Fünfkampf der Turner 2. Abteilung: 1. Sieger Lantermann, Sv. Mülheim-Styrum, 107 P., 2. Oberdorf, Allg. Sv. Düsseldorf, 103 P., 2. Neuhaus, Sv. Jahn Remscheid, 103 P.

Aus Gelsenkirchen: 5. Otto Klein, S. u. Spp. Gelsenkirchen III, 97 P., 10. Kurt Hartmann, Sv. Udenhof, 91 P., 13. Hugo Lappe, Etb. Gelsenkirchen 1874, 88 P., 14. W. Brinkmann, Sv. Schalke 1877, 87 P., 20. Friedrich Stramm, S. u. Spp. Gelsenkirchen III, 81 P., 20. Wilhelm Schmull, Sv. Udenhof, 87 P., 24. Rudolf Schröder, Etb. Gelsenkirchen 1874, 75 P., 32. Heinrich Muntendeb, Sv. Udenhof, 67 P., 32. G. Rainholz, Sv. Schalke 1877, 67 P.

Aus Düsseldorf: 8. Hans Burchard, Allg. Sv. Düsseldorf, 93 P., 10. Ludwig Böhm, Sv. Düsseldorf-Grafenberg, 91 P., 16. Jakob Schmidt, Allg. Sv. Düsseldorf, 85 P., 22. Gerh. Schmitz, Sv. Düsseldorf-Grafenberg, 79 P., 32. Robert Hartes, Allg. Sv. Düsseldorf, 67 P.

Aus Duisburg: 6. Heinrich Heinecke, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 96 P., 13. Franz Witt, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 88 P., 14. W. Rodewald, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 87 P., 16. Tümmes, Sv. Duisburg-Meiderich, 85 P., 17. Hermann Simepeltamp, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 84 P., 18. Th. Jansen, Sv. Duisburg-Hochfeld, 83 P., 24. Oswald Hölscher, Sv. Duisburg-Kahlerfeld, 77 P., 26. Wilh. Kraft, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 75 P., 27. W. Scherer, Sv. 48 Duisburg, 74 P., 28. Walter Link, Turnkreis Duisburg-Düsseldorf, 73 P., 28. Wilh. Jahn, Sv. Duisburg-Kahlerfeld, 73 P., 30. Bedina, Sv. Duisburg-Meiderich, 71 P., 32. Baramba, Sv. Duisburg-Meiderich, 69 P., 32. Baumann, Sv. 48 Duisburg-Meiderich, 69 P., 33. Walter Schloffer, Sv. 48 Duisburg, 68 P., 35. Heinrich Unger, Sv. Duisburg-Kahlerfeld, 66 P.

Aus Mülheim-Ruhr: 9. Karl Ernst, Sv. Mülheim-Styrum, 92 P., 10. Mühlenfeld, Sv. Mülheim-Speldorf 95, 91 P., 13. Friedrich Goldberg, Sv. Mülheim-Speldorf, 88 P., 15. Johann Schult, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 86 P., 16. Albert Busch, Sv. Mülheim-Speldorf, 85 P., 18. Heinrich Drowen, Sv. Speldorf, 83 P., 19. Dümpel, Sv. Mülheim-Saarn, 82 P., 21. R. Dommers, Sv. Mülheim-Styrum, 80 P., 22. Gerh. Hedmann, Sv. Mülheim-Styrum, 79 P., 24. Emil Winkler, Sv. Mülheim-Styrum, 77 P., 26. Gustav Kremer,

Sv. 95 Mülheim-Speldorf, 75 P., 27. Heinrich Kortl, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 74 P., 28. Sandten, Sv. Mülheim-Saarn, 73 P., 32. Paul Zeeger, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 69 P., 34. Bernh. Thiemes, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 67 P., 35. Herm. Drost, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 66 P., 36. Herm. Heil, Sv. Mülheim-Speldorf, 65 P., 36. Willner, Sv. Mülheim-Saarn, 65 P.

Vierkampf der Turnerinnen (Weitsprung, Hochsprung, Kugelstoßen, 75 m-Lauf): 1. Kranz Hedwig Krewet, Allg. Sv. Düsseldorf, 77 P., 2. Käthe Lücke, Essener Ebd., 76 P., 3. Tilla Heinz, Essener Ebd., 74 P., 4. Emmi Leichert, Sv. Mülheim-Styrum, 73 P., 8. Rückler, Allg. Sv. Düsseldorf, 66 P., 8. B. Walber, S. u. Spp. Gde. Düsseldorf-Oberbilk, 66 P., 12. Anne Drost, Sv. Mülheim-Mellinghofen, 59 P., 12. Irene Rüpper, Sv. 48 Duisburg, 59 P., 14. Marta Hobirt, Sv. Mülheim-Styrum, 57 P., 15. Lene Kwoniski, Sv. 48 Duisburg, 56 P.

Dreitampf der Altersturner 1. Abteilung (Weitsprung, Kugelstoßen, 75 m-Lauf): 1. Emil Höder, Sv. Gelsenkirchen-Udenhof, 60 P., 2. Wilhelm Klaas, Sv. Schalke von 1877, 58 P.

Dreitampf der Altersturner 2. Abteilung: 1. Josef Löwenich, Allg. Sv. Neuß, 66 P., 2. Wilhelm Buchner, Sv. Mülheim-Styrum, 60 P., 3. Rapiers, Sv. Duisburg-Kahlerfeld, 56 P., 8. Friß Kraus, Sv. Gelsenkirchen-Udenhof, 47 P.

Höchstleistungen der Turnerinnen.

Kugelstoßen: Lücke, Ebd. Schwarz-weiß Essen, 9,75 m;

Weitspringen: Lücke, Ebd. Schwarz-weiß Essen, 5 m;

Hochsprung: drei Turnerinnen 1,35 m berührt;

Laufen über 75 m: Bergmann, Sv. Jahn Remscheid, 10,2 Sek.

Einzelwettkämpfe.

100-m-Lauf der Turnerinnen: 1. Bergmann, Sv. Jahn Remscheid, 13,4 Sek., 2. Dorff, Sv. Jahn Remscheid, 13,7 Sek., 3. Wichmann, Sv. Rütterscheid, Handbreite zurück.

100-m-Lauf der Turner: 1. Bohn, Sv. Düsseldorf-Grafenberg, 11 Sek., 2. Dorff, Allg. Sv. Neuß, 11,1 Sek., 3. Eckstein, Sv. Essen-Rütterscheid, 11,2 Sek.

Stabhochsprung: 1. Beder, Sv. Alstadt, 2,80 m, 2. Brinkmann, Sv. Schalke von 1877, 2,80 m, 3. Zimmermann, Sv. Mülheim-Speldorf, 2,70 m.

Weitsprung: 1. Keuland, Allg. Sv. Düsseldorf, 6,68 (außer Wettbewerb 6,70 m), 2. Dorff, Allg. Sv. Neuß, 6,66 m, 3. Bohn, Sv. Düsseldorf-Grafenberg, 6,45 m.

Kugelstoßen 7½ kg: 1. Grevenhaus, Sv. Mülheim-Styrum, 13,02 m, 2. Rippig, Sv. Mülheim-Styrum, 12,60 m, 3. Haase, Allg. Sv. Düsseldorf, 12,41 m.

Steinstoßen 15 kg: 1. Dorff, Allg. Sv. Neuß, 8,50 m, 2. Penner, Sv. Raternberg, 8,40 m, 3. Rippig, Sv. Mülheim-Styrum, 8,35 m.

Diskuswerfen: 1. Grevenhaus, Sv. Mülheim-Styrum, 39,26 m, 2. Fleiß, Sv. Jahn Remscheid, 35,54 m, 3. Rippig, Sv. Mülheim-Styrum, 33,50 m.

800-m-Lauf: 1. Ol, Ebd. Schwarz-weiß Essen, 2,08,4 Min., 2. Kahlenbeck, Sv. Kalt, 2,14,4 Min., 3. Noll, Sv. Oberhausen, 5 m zurück.

3000-m-Lauf: 1. Ol, Ebd. Schwarz-weiß Essen, 9,21,3 Minuten, 2. Rückels, Sv. Wermelskirchen, 9,40,3 Min., 3. Stein, Sv. Kettwig, 10,10,3 Min.

100-m-Lauf der Jugendturner: 1. Herrmanns, Sv. Kettwig, 11,6 Sek., 2. Rappert, Verein für Leibesübungen Stoppenberg, 11,7 Sek., 3. Heintz. Meier, Sv. Dülken, 11,8 Sek.

1000-m-Lauf der Jugend: 1. Bach, Varmer Egmde., 2,55 Min., 2. Hiltner, Ebd. Schwarz-weiß Essen, 2,59,8 Min., 3. Stein, Sv. Kettwig, 3 Min.

1600-m-Staffel: 1. Ebd. Schwarz-weiß Essen, 1. Mannschaft, 3,56,7 Min., 2. Egmde. Barmen, 4,04,9 Min., 3. Ebd. Schwarz-weiß Essen, 2. Mannschaft, 4,10 Min.

1000-m-Staffel: 1. Ebd. Schwarz-weiß Essen, 2,14,2 Min. (Wanderpreis der Stadt Kettwig), 2. Egmde. Barmen, 2,19,5 Min.

Die Aufgabe der Deutschen Turnerschaft. Aus der Not unseres Volkes ist das deutsche Turnen geboren. Der Not sollte es abhelfen. Jede Zeit hat ihre eigenen Nöte und ihre eigenen Bedingungen. Unser Volk bedarf vor allem einer völkisch-sittlichen Erneuerung von innen heraus. An ihr muß die Deutsche Turnerschaft arbeiten, wenn sie daseinsberechtigt sein soll. Kann sie das mit den Arbeitsmitteln, die ihr zur Verfügung stehen? — Wir sagen ja!

Worüber klagen wir denn heute? Über die Zerrissenheit unseres Volkes, das mehr als je in Parteien, Konfessionen, Stände, in Schwarz-weißrote und Schwarzrotgoldene, in Monarchisten und Republikaner, in Süddeutsche und Preußen zerfallen ist. Alles Gerede von der Volksgemeinschaft hilft da nichts. Aber wir arbeiten an ihr. Die Deutsche Turnerschaft ist ein 2-Millionen-Bund, der eine deutsche Bruderschaft, eine Lebensgemeinschaft ist, in dem 2 Millionen deutscher Menschen Schulter an Schulter für Deutschland und deutsches Volk arbeiten und in dem man nur Liebe zu Volk und Vaterland kennt.

Man klagt über Weichmütigkeit und Willensschwäche, über Mangel an Mut und Furcht vor der Verantwortung. Wir führen die Jugend hinaus zu männlichem Tun und mutvollem Wagnis. Übungen des Laufens, Werfens, Springens (abgesehen allein vom Stabspringen) erfordern Kraft, Ausdauer, Geschicklichkeit, aber weniger Mut. Bei unserm deutschen Geräteturnen, wie wir es in der Turnerschaft pflegen, gibt es zahllose Mutübungen, sowohl für Anfänger wie für Spitzturner. Die Geräte sind hart und oft hoch. Da kann man sich stoßen und kann fallen. Und weil man es weiß, heißt es die Zähne zusammenbeißen und den Willen fest in die Hand nehmen, wenn man ans Üben geht. Es gibt keine bessere Schule des Mutes und sie tut den verweichlichten Menschen unserer Zeit so unendlich gut.

Sie haben noch andere Fehler. Sie sind so ganz auf die äußerlichen Genüsse der Welt eingestellt. Sie trinken und rauchen, sie erheiken sich die Köpfe in raucherfüllten Räumen. Sie laufen in die Kinos und auf die Tanzsäle. Sie denken nur daran, wie sie viel Geld verdienen können. Wir von der Turnerschaft locken die Jugend heraus aus dem Staub und Lärm der Stadt und der Wirtschaftsausfälle. Wir gehen mit ihr in die ewig junge Natur und freuen uns, wenn wir auf der Wiese oder im Wald den Leib durch ureinfachste Betätigung im Turnen und Spiel und Wandern kräftig und biegsam machen. Wir wissen es: in solchem kräftigen und biegsamen Leib erblüht auch eine einfache, gesunde Seele, die Freude am Natürlichen und Ehrfurcht vor dem Ewigen hat. Solche Seele braucht unser Volk heute. Menschen mit solcher Seele verkommen nicht im Materialismus des Alltags.

Bedenken wir schließlich, wie stark unser Volk durch den Krieg und die Kriegsfolgen körperlich verschlechtert worden ist. Namentlich mit unserer Jugend sieht es oft bitter traurig aus. Blutarmut, Bleichsucht, Rachitis, Rückgratverkrümmungen wüten furchterlich unter ihr. Was soll aus dieser Jugend und was soll damit aus unsern Volke werden, wenn wir nicht Abwehrmaßregeln und Hilfsmittel schaffen. Kein Arzt kann sie geben. Helfen und heilen kann nur die Natur und die natürliche frei-fröhliche Bewegung in Sonne, Licht und Wasser. Auch hier wiederum stellt sich die Deutsche Turnerschaft in den Dienst des Volkes. Das frohe und kräftige turnerische Leben, in dem sie ihre Jugend aufzieht, ist das beste Mittel, der drohenden körperlichen Verschlechterung der deutschen Menschen wirksam zu begegnen.

Ruhr-Turngau, 13. Bezirksturnfest des 1. Bezirks (Gelsenkirchen und Umgebung). Der Turnverein Stoppenberg beging am 12. und 13. September die Feier seines 35 jährigen Bestehens und hatte dazu das diesjährige Bezirksturnfest des Gelsenkirchener Bezirks übernommen. Eröffnet wurde die Feier am Samstagabend mit einer wohl gelungenen Veranstaltung im Vereinsheim des Turnvereins Stoppenberg, unter Mitwirkung des dortigen Männer-Gesang-Vereins, der mit gutem Stimmmaterial prächtige Lieder vortrug. Der Turnverein Stoppenberg bot turnerische Vorführungen und die Bezirks-Verberiege, aus den besten Turnern des Bezirks bestehend, zeigte unter Bezirksoberturnwart Grimm ihr Können am Reck, Barren und Pferd, damit starken Beifall des vollbesetzten Saales findend. Herr Bürgermeister Alfens sprach dem Turnverein Stoppenberg Dank und Anerkennung für seine 35 jährige erfolgreiche Arbeit im Dienste der Volkserziehung aus. Erwähnt sei hierbei, daß der Turnverein Stoppenberg es verstanden hatte, für die Feier einen Ehrenausschuß aus den Spitzen der Behörden und den ersten Bürgern der Gemeinde zu bilden, der fast vollständig am Festabend erschienen war und auch des Sonntags am Festzug teilnahm.

Am Hauptfesttage, dem Sonntag, verhinderte der niedergehende Regen den rechtzeitigen Beginn der Wettkämpfe, die vormittags aus Zwölfkämpfen in zwei Abteilungen für die Turner (aus dem Wettkampf für die 2. Abteilung wurde ein Elfkampf, da das Stabhochspringen wegen des aufgeweichten Bodens für diese ausfallen mußte) und einem Zwölfkampf für die Jugendturner-Oberstufe bestanden. Als vollstümliche Übungen waren vorgesehen für die Turner Stabhochspringen, Kugelschleudern 10 kg, 100-m-Lauf; für die Jugend-Oberstufe Hochspringen, Kugelschleudern 5 kg, 100-m-Lauf.

Der Nachmittag des Sonntags fiel leider dem Wettergott zum Opfer. Während des Festzuges durch Stoppenberg, an dem die Turner fast aller Bezirksvereine in ihrer schmucken Tracht mit Fahnen und Wimpeln teilnahmen, lachte die Sonne. Auch die allgemeinen Freiübungen, die von rund 300 Teilnehmern und Teilnehmerinnen zufriedenstellend durchgeführt wurden, kamen unter Dach und Fach. Aber kaum hatten die Jugendturner-Unterstufe, die Turnschüler, die Turnerinnen und Jugendturnerinnen mit ihren Zwölf- bzw. Neun-

kämpfen begonnen, da nahte das Verhängnis, d. h. der Festabbruch. Wiederum setzte der Regen ein, in solch heftiger Form, daß der überschwemmte Platz die Fortführung des Festes unmöglich machte. Die Sondervorführungen der Vereine, die Einzelwettkämpfe, die Staffelläufe, zu welchen letzteren nicht weniger als 36 Meldungen vorlagen, fielen buchstäblich ins Wasser.

Die Ergebnisse der Kämpfe sind:

Zwölfkampf, Turner 1. Abteilung: 1. Sieger Aug. Welter, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 207 P., 2. Wilh. Hühn, T. u. Spv. Raternberg, 202 P., 3. Wilh. Brintmann, Sv. Gelsenkirchen-Schalke, 201 P., 4. Hans Ehler, Sv. Gelsenkirchen-Schalke, 200 P., 5. Joh. Siepmann, Tfb. Kray, 200 P., 6. Otto Klein, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 199 P., 7. Heinrich Oenhäusen, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 197 P., 8. Heinz Bonnermann, Tfb. Kray, 189 P., 9. Josef Krämer, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 181 P., 10. August Elias, Tfb. Kray, 179 P., 11. Paul Orzenia, Tfb. Gelsenkirchen-Bismarck, 177 P., 12. Aug. Friedrich, Tfb. Kray, 175 P., 13. Karl Hapa, Sv. Gelsenkirchen-Schalke, 169 P.

Höchstleistungen in den 3 vollstümlichen Übungen: Kugelschleudern 10 kg: Ehler, Sv. Gelsenkirchen-Schalke, 8,77 m; Stabhochsprung: Bonnermann, Tfb. Kray, 2,80 m; 100-m-Lauf: Brintmann, Sv. Gelsenkirchen-Schalke, 12⁴/₁₀ Sek., Klein, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 12⁴/₁₀ Sek., Krämer, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 12⁴/₁₀ Sek.

Elfkampf, Turner 2. Abteilung: 1. Sieger Herm. Buschmann, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 177 P., 2. Friß Melang, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 174 P., 3. Karl Nisch, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 171 P., 4. Friedrich Stramm, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 170 P., 5. Erich Thiel, Sv. Stoppenberg, 170 P., 6. Max Gluth, Sv. Schalke, 168 P., 7. Hermann Gayl, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 166 P., 8. Theodor Runz, Sv. Stoppenberg, 157 P., 9. Heinr. Busch, Sv. Stoppenberg, 155 P., 10. Otto Naujat, T. u. Spv. Raternberg, 150 P., 11. Willi Bredensfeld, Tfb. Kray, 150 P., 12. Aug. Brachage, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 148 P., 13. Wilh. Knüfken, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 148 P., 14. Friß Runze, Sv. Stoppenberg, 146 P.

Höchstleistungen in den zwei vollstümlichen Übungen: Kugelschleudern 10 kg: Friß Melang, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 9,67 m; 100-m-Lauf: Friß Melang, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 12²/₁₀ Sek.

Zwölfkampf, Jugendturner-Oberstufe: 1. Sieger Wilh. Schmul, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 225 P., 2. Friß Beck, Sv. Raternberg, 217 P., 3. Ludw. Krolit, Sv. der Lehrwerkstatt der Gelsenkirchener Bergwerks-Altkien-Gesellschaft, Abteilung Schalke, 209 P., 4. Heinr. Esser, Sv. Schalke, 199 P., 5. Ernst Wunderlich, T. u. Spv. Raternberg, 199 P., 6. Ewald Rumpf, Sv. Wattenischeid, 197 P., 7. Franz Homann, T. u. Spv. Raternberg, 192 P., 8. Friß Schnarre, Tfb. Gelsenkirchen-Bismarck, 191 P., 9. Hellm. Krämer, Gymnasial-Tv. Gelsenkirchen, 189 P., 10. Karl Feit, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 188 P., 11. Jos. Orzenia, Tfb. Gelsenkirchen-Bismarck, 188 P., 12. Paul Uhländer, Tfb. Kray, 188 P., 13. Karl Bartisch, Sv. der Lehrwerkstatt der Gelsenkirchener Bergwerks-Altkien-Gesellschaft, Abteilung Schalke, 182 P., 14. Kurt Turnhöfer, Sv. Wattenischeid, 181 P., 15. Georg Schuster, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 180 P., 16. Günter Krallmann, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 174 P., 17. Herm. Seeger, T. u. Spv. Raternberg, 171 P., 18. Alf. Olschewski, Sv. Gelsenkirchen-Hüllen, 168 P., 19. Erich Ripp, Sv. Gelsenkirchen-Hüllen, 165 P., 20. Jos. Eiterling, Tfb. Gelsenkirchen-Bismarck, 164 P., 21. Otto Müller, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 162 P., 22. Walter Siemer, Sv. Gelsenkirchen-Schalke, 162 P.

Höchstleistungen, Kugelschleudern 5 kg: Krolit, Sv. der Lehrwerkstatt der Gelsenkirchener Bergwerks-Altkien-Gesellschaft, Abteilung Schalke, 11,92 m; Rumpf, Sv. Wattenischeid, 11,82 m; Schmul, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 11,72 m; Hochsprung: Beck, T. u. Spv. Raternberg, 1,55 m; Schmul, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 1,45 m; 100-m-Lauf: Schmul, Sv. Gelsenkirchen-Adendorf, 12²/₁₀ Sek., Krämer, Gymnasial-Tv. Gelsenkirchen, 12²/₁₀ Sek.

Zweiter Jugendführertag der Deutschen Turnerschaft in Spangenberg in Hessen. Am 12. und 13. September waren der Jugendausschuß und die Kreisjugendwarte der D. T. in einem stillen Waldwinkel des heftigen Berglandes zu ihrer zweiten Tagung versammelt. Die von Eichen, Linden und Nuthäusern umrauschte trübige Feste Spangenberg und das traulich-alte Städtchen zu ihren Füßen waren die rechten Stätten und schufen die rechte Stimmung für die Arbeit, die hier zu leisten war.

Die Berichte der Kreisjugendwarte ließen ein langames, aber doch gesundes Wachsen der Turnerjugendbewegung erkennen. So sind z. B. die Kreise Rheinland, Sachsen und Thüringen heute schon im Besitz eigener Turner-Jugendburgen, und wieder andere Kreise haben trotz allgemeiner Geldknappheit Kreisheime auf eigenem Grund und Boden.

Der Kern- und Höhepunkt der Tagung wurde Dr. Neuendorffs Vortrag über „Jugendbewegung“. Er betonte immer wieder, daß wir nichts weiter wollen, als versuchen, die D. T. wieder dahin zu bringen, von wo sie einst ihren Ausgang genommen: zu Jahn! Wir turnen auf Turnboden und Turnplatz, aber leben wir unser ganzes Leben auch nach dem, was wir hier lernen? Das bedingt Verinnerlichung, aber Verinnerlichung ist noch keine Verweichlichung. Wir wollen uns bei unserer Arbeit nicht absondern, nicht Grüppchen und Cliquen bilden, sondern uns hineinstellen mitten in den Verein und teilnehmen an jeglichem turnerischen Leben. Das gemeinsame Wandern beider Geschlechter lehnt er ab. Das schließt aber nicht aus, daß wir bei Festen versuchen, Zusammenkunft und Zusammensein der beiden Geschlechter auszuwerten.

In der angenommenen Entschließung heißt es u. a.:

„Wir rufen alle Jugendlichen in Stadt und Land, auf den Schulen, in Büros und Werkstätten, am Amboß und Pflug, alle Jungen und Mädchen, die noch alte deutsche Lust an Kraft, an Mut und an Tat haben, auf, in unsere Reihen zu treten und Turner zu werden. Deutsche Turner als Hauptträger des Geistes von Jahn, Arndt und Fichte haben vor hundert Jahren in erster Reihe an der Befreiung Deutschlands mitgewirkt. Wir deutschen Turner von heute, erfüllt von demselben Geiste, wollen wiederum, durch Aufbau von innen heraus, am Aufstieg des Vaterlandes arbeiten.“

Otto Brüning-Hamburg, der Schriftleiter der „Turnerjugend“, gab Antwort auf die Frage: „Was können wir tun, um die Geselligkeit in den Turnvereinen in unserem Sinne zu beeinflussen?“ Und Bernett-Oldenburg ergänzte diese Arbeit, als er im Anschluß daran über „Kulturfragen“ sprach. Beide gingen dabei von den Ergebnissen ihrer praktischen Arbeit aus und gaben wertvolle Winke für ihre Durchführung in Verein, Gau und Kreis.

Das nächste deutsche Jugendtreffen wird wahrscheinlich in Frankfurt an der Oder stattfinden.

Das deutsche Kunstgeräteturnen. Das deutsche Geräteturnen ist der eigentliche Kern des Jahnischen Turnens, die wertvollste Erbschaft des Altmeisters. Hier prägt sich seine Eigenart am schärfsten und deutlichsten aus, hier zeigt sie sich am stärksten und reinsten. Das klassische Altertum konnte mit bloßen Bodenübungen, wie sie die griechische Gymnastik in Vollendung zeigte, auskommen, die Neuzeit verlangt mehr. Die praktischen Lebensbedürfnisse des modernen Menschen haben darauf geführt, die Übungen des Steigens, des Hängens und Stützens zu pflegen und weiter auszubilden. Und die reine Lust und Freude am Können, an der freien, völligen Beherrschung des Leibes in allen Lagen und Stellungen haben diese Übungen zu einer Vollkommenheit entwickelt, die heute im Gipfelturnen der Besten jedem Zuschauer berechtigtes Staunen abnötigt. Wer einen solchen Meister des Geräteturnens in seinen kunstvollen Bewegungen beobachtet, muß sich sagen, daß diese Übungen ein ökonomisches und ästhetisches Meisterwerk sind, daß in ihnen trotz ihrer im reichsten Maße vorhandenen Schwierigkeiten die Schönheit des Leibes, der Rhythmus und die Linienführung nicht die geringste Einbuße erleiden, weil die im höchsten Grade ausgebildete Einordnung, die Geschicklichkeit und vollendete Gewandtheit in allen Graden jeglicher Gezwungene, jegliches Hemmen der Schwerkraft, jegliche Schwierigkeit auszuschalten scheinen und dem Beobachter nur die volle Schönheit des Körpers und dessen Beherrschung bieten.

Freilich, die Geräteturnkunst in höchster Vollendung, diese „Poesie des Leibes“, ist nicht Sache jedermanns. Nur zähe, jahrelange Übung, außerordentliche Willenskraft und nie erlahmender Eifer, verbunden mit guter Veranlagung führen zur obersten Stufe. Aber ein gewisses, ziemlich hohes Maß von Können läßt sich bei gewissenhafter Regelmäßigkeit von jedem erreichen. Dazu bringt die nie versagende Fülle der Übungsformen, die trotz mancherlei Behauptung gesundheitlich und physiologisch völlig einwandfrei sind, man braucht nur je nach Alter und Geschlecht die passenden und richtigen auszuwählen, die erziehende Turnkunst nie in Verlegenheit. Und was über die allgemeine Körperbildung der Jugend hinausgeht, das will nicht mit dem „hygienischen Rollstod gemessen werden“, wie der tiefgründige Oberturnwart der Deutschen Turnererschaft, Schwarze, schreibt: „Von da an, wo die erwachende jugendliche Kraft mit den lockenden Formen ihr fröhliches Spiel treibt, bis dahin, wo unerhörte Leistungen wie Strahlenblitze stählernen Lebens erscheinen, ist auch das Werden und Reifen des Geräteturners eine Entfesselung und Steigerung ganz natürlicher Kräfte, freilich auch bei größter Veranlagung nur möglich durch unerhörte Willenskraft und Fähigkeit. Denn die Geräteturnkunst fordert unendlich viel, ehe sie sparsam gibt.“

Daß unsere deutsche Jugend allen ausgestützelten und ausgeklügelten hygienischen und theoretisch-physiologischen Bedenken zum Trotz zu Tausenden alljährlich immer wieder zum Geräteturnen eilt und Lust und Freude dabei empfindet, und daß Hunderttausende die Neigung und Lust zu dieser schönen Art der Leibeskunst bis ins späte Alter mit hinübernehmen, spricht in herzerfreuender Weise für sich.

Lassen wir also den Turnern die Freude am Gerät und wollen wir

auch nicht kleinlich nörgeln über die, die solche „unnatürliche“ Leibeskunst bis zur Vollendung führen! Freuen wir uns darüber, daß es noch Menschen gibt, die höhere Dinge kennen als Kino und nächtliche Tanzereien, die noch etwas übrig haben für Leibeszuht, für Willens- und Charaktererschulung. Wollen wir daran denken, daß das deutsche Geräteturnen eine unverfügbare Quelle von Bewegungsfreude ist, die in dem bunten Wechsel seiner reizvollen Übungsformen die Jugend stetig zu froher Tatkraft begeistert, daß wir in ihm eine bis heute unerreichte Hochschule der Nerven- und Muskelsucht und der Geistesgegenwart besitzen, die ihr Ziel findet in vollendeter, allseitiger Körperbeherrschung und daß es endlich das große Übungsfeld der Willensentschlüsse bedeutet, die, wie Schwarze sagt, in den Zusammenhängen des leiblich-seelischen Lebens jene hervorragenden menschlichen Eigenschaften sichern, die wir Ausdauer und Fähigkeit, Selbstvertrauen, Entschlossenheit, Herzhaftigkeit und Wagemut nennen. Dazu kommt noch, daß das Geräteturnen eine Schöpfung deutschen Volksgeistes ist und ein Stück deutscher Volkskultur, deutsch im Ursprung, deutsch in der Empfindung und der Benennung, allenthalben bodenständig, verankert in Landschaft und Stammesart, ein Vermächtnis völkischer Eigenart, für das wir unseren Vätern dankbar sein müssen und das zu pflegen und zu hüten eine heilige Pflicht des ganzen Volkes ist.

Spielmeisterschaften der Deutschen Turnererschaft in Halle a. d. S. am 12. und 13. September 1925. In das festlich geschmückte und in bester Verfassung befindliche Stadion der Stadt Halle zogen Sonnabends die Kreisgruppenmeister und -meisterinnen ein. Der 1. Vorsitzende der Hall. Turnererschaft begrüßte in herzlichen Worten die aus allen Gauen Deutschlands herbeigeeilten Spieler und Spielerinnen. Dann wurde sofort zu den Schlagballvorfällen angepfiffen. Es standen sich der Meister von Ost- und Nordwestdeutschland zu den Vorrunden gegenüber. Die Ergebnisse waren: Mtv. Tappiau—Lv. Elmshagen 1911 Kiel 65 : 129 (38 : 63); Lv. Guts Muths Quedlinburg—T. S. V. Opladen 98 : 87 (55 : 35); V. f. L. Charlottenburg 1858—T. S. V. Frischau Pischawitz 107 : 63 (78 : 31).

Im Schlagballfreundschaftsspiel schlug T. S. V. Opladen den Mtv. Tappiau 83 : 44.

Faustball-Freundschaftsspiele (Männer): Poppoter Lv.—Mtv. Erfurt (ältere Herren) 32 : 44; Poppoter Lv.—T. Sp. V. Halle 53 : 32; Mtv. Erfurt (Ältere)—T. Sp. V. Halle 36 : 28.

Am Sonntag früh wurden die Zwischenrunde im Schlagball und die Vorspiele im Faustball für Frauen und Männer begonnen.

Die Zwischenrunde im Schlagball ergab: Lv. Elmshagen—Guts Muths Quedlinburg 136 : 47 (67 : 12) und Lv. München 1860—V. f. L. 1858 Charlottenburg 99 : 55 (41 : 38).

Die Faustball-Vorspiele (Männer) endigten wie folgt: Lv. Poppot—Mtv. Zerbst 45 : 42 (10 : 18); Rothenburgsorter Lv.—Lv. Naundorf-Röhschenbroda 53 : 29; Lv. Neuhausen-Nymphenburg—Lv. Borussia-Rathenow 43 : 49.

Im Faustball-Zwischenpiel der Männer mußte sich Lv. Poppot dem Rothenburgsorter Lv. 25 : 47 (14 : 29) beugen, und Lv. Borussia-Rathenow dem Lv. Luft-Lichtbad Frankfurt 19 : 44.

Im Faustball der Frauen erbrachten die Vorspiele folgende Ergebnisse: Egm. Landschut—A. Egm. Gera 38 : 30 (10 : 10); Lv. 1855 Krefeld—Königsberger Tfb. 51 : 29; Damen-Lv. Brühl-Berlin—Mtv. 1862 Oels 52 : 49.

Die Zwischenspiele endeten wie folgt: Egm. Landschut—Lv. 1855 Krefeld 30 : 34 (15 : 18); Lv. Barmbeck-Uhlenhorst (Deutscher Meister 1924)—Damen-Lv. Brühl-Berlin 51 : 41 (21 : 26).

Die Entscheidungsspiele sahen im Faustball der Frauen den Lv. Barmbeck-Uhlenhorst über Lv. 1855 Krefeld 36 : 34 (15 : 24) siegreich. Es war ein vom ersten bis zum letzten Schlag spannender Kampf, beide Mannschaften gleichmäßig gut und hingebend spielend, zeitweilig sogar vorbildlich auch für Männerspiele.

Im Faustball der Männer gewann Rothenburgsorter Lv.—Luft-Lichtbad Frankfurt a. M. (mehrfacher deutscher Meister) mit 28 : 26 (15 : 11) die Meisterschaft. Zwei alte Rivalen stehen sich gegenüber und liefern ein Spiel, wie es vielleicht noch nirgends gezeigt wurde. Die außerordentlich große Schnelligkeit und Schlagstärke beider Mannschaften sowie das außerordentlich sichere Aufnehmen und Placieren der Bälle fällt im Spiel gar nicht mehr auf, da es als Selbstverständlichkeit erscheint.

Im Schlagball der Männer wird Lv. München 1860 zum dritten Male deutscher Schlagball-Meister, indem er Lv. Elmshagen 110 : 70 (55 : 34) schlägt. Die Meisterschaftsnerosität sekte beiden Mannschaften glücklicherweise ganz. Im Feldspiel spielte Elmshagen fast gleich gut. Wenn dennoch München einen so überlegenen Sieg feiern konnte, so lag das weniger an der Taktik, als an der ganz hervorragenden Spieltechnik. Im Schlagen und auch im Fangen war der Deutsche Meister völlig überlegen.

Feierliche Siegereverklündung bildete den Abschluß der in allen Teilen gelungenen Veranstaltung, deren Gelingen der verständnisvollen Vorbereitung durch die Halle'sche Turnererschaft zu verdanken ist.

Deutsche Kampfspiele in Köln am Rhein vom 4. bis 11. Juli 1926. In der rheinischen Metropole, der Stadt des deutschen Domes und des deutschen Stromes, wohin in diesem Sommer etwa eine Million Menschen gepilgert sind, um die wundervolle Jahrtausend-Ausstellung zu besichtigen (in der auch die Entwicklung der Leibesübungen und des Sportes würdig vertreten ist), bereitet man sich mit Ernst und Eifer auf ein neues großes Ereignis im kommenden Jahre vor: Die deutschen Kampfspiele am Rhein vom 4. bis 11. Juli 1926 im Kölner Stadion. Es wird ein Hochfest deutscher Art sein, das weit über lokale oder provinzielle Bedeutung hinausragt; es wird ein Fest sein, an dem ganz Deutschland, alle Deutschen ohne Unterschied des Standes teilzunehmen berufen sind. So weit die deutsche Junge klingt, werden in den Julitagen des nächsten Jahres Turner und Sportler zum größten Stadion der Welt zusammenströmen, um zu zeigen, was deutsche Kraft, Ausdauer und Gewandtheit, geistige und körperliche Disziplin vermögen. Die ganze österreichische Sportwelt wird sich an diesen Kämpfen beteiligen, die deutschen Brüder aus Danzig, Memel, Polen, Oberschlesien, der Tschechoslowakei, Siebenbürgen und Tirol. Selbst aus Amerika werden sie kommen, um mit uns das Fest deutscher Brüderlichkeit zu begehen. Jede Art der Leibesübung wird zu ihrem Rechte kommen. Der Fußballwettkampf eröffnet am ersten Sonntag die Spiele. Alsdann werden zwei Tage lang auf allen Bahnen die Turner, Ballspieler, Fechter, Ringer, Boxer, Schwimmer, Ruderer, Radfahrer und alle anderen Sportler um die Palme streiten. Der Mittwoch wird als besonderer Feiertag der Kölner Jugend und der Elternschaft gewidmet sein. Jeder einzelne Tag bringt eine Reihe wichtiger Entscheidungskämpfe von besonderem Interesse. Der Freitag ist vorwiegend der Ausspannung und Erholung gewidmet. Der Samstag und der Sonntag werden besondere Höhepunkte bedeuten, da die Leichtathleten, die Radfahrer und Schwimmer ihre besten Leistungen zeigen werden. Die ganze Festwoche wird umrahmt und begleitet von einer Reihe festlicher und künstlerischer Veranstaltungen von ausgezeichnetem Gehalt.

Eine besondere Bedeutung werden diese zweiten deutschen Kampfspiele dadurch erlangen, daß sie im deutschen Kernland am Rhein stattfinden, zu einer Zeit, in der wohl die Freiheit der deutschen Bevölkerung in keiner Weise beschränkt ist. Neben dem Arbeitsausschuß sind in Köln bereits verschiedene Unterausschüsse in Tätigkeit getreten, und man wird demnächst schon Näheres über den Fortgang der Arbeiten mitteilen können. Für heute darf gesagt werden, daß sich der Zweckverband für Leibesübungen und das städtische Amt für Jugendpflege und Leibesübungen der Sache mit Liebe und Wärme angenommen haben. Man darf hoffen, daß sich die zweiten deutschen Kampfspiele des nächsten Sommers würdig den ersten deutschen Kampfspiele anschließen werden, die 1922 in der Reichshauptstadt die Vereinigung aller Sport- und Leibesübungen pflegenden Verbände Deutschlands zu einer einheitlichen großen Kundgebung ihres Wollens und Wirkens vereinigten. Für die Turner (D. T.) sind vor allem Massenfreibübungen und ein Zwölfkampf vorgesehen.

Die Entwicklung des Frauenturnens. Das deutsche Frauenturnen ist ein verhältnismäßig noch junges Reis am Baume der Deutschen Turnerschaft. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

begann es, hier und dort in den größeren Städten in Erscheinung zu treten, doch bedurfte es langer Ausbildung und Förderung, bis es einen beachtlichen Umfang erreicht hatte. Der Widerstände waren fast zu viele, die ein schnelles Ausblühen verhinderten. Der Mangel an geeigneten Lehrkräften, die Kenntnis der physiologischen Eigenheiten des Frauenkörpers und der dadurch bedingten Übungsbegrenzung, endlich und vor allem das Vorurteil gegen die neue, bisher unbekannte turnerische Betätigung der Frau gestattete nur ein schrittweises Ausbreiten der Bewegung. Die ersten Führer und Leiter des Frauenturnens waren Männer, die naturnotwendig ihren Übungsstoff für das Frauenturnen aus dem Männerturnen entnahmen und bei dem Mangel an Vorbildern auch nehmen mußten. Dadurch erhielt das Frauenturnen in seinen Ursprüngen den Stempel des Männlichen oder aber es stand vielfach im Zeichen der Erprobung und des Versuchs und es entbehrte daher der inneren Festigkeit, die Vorbedingung ist für die Werbung für jegliche Leibesübung.

Erst das zwanzigste Jahrhundert schuf Wandel. Überall blühte das Frauenturnen auf, denn der Zustrom wurde größer und größer, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Zeitercheinung, daß die Frau ins öffentliche Leben trat, sich im Berufsleben selbständig machte und Mitbewerberin des Mannes um das tägliche Brot auf fast allen Gebieten wurde. Und gar nach dem Weltkriege, während dessen das Frauenturnen vielfach infolge des Mangels an geeigneten Lehrkräften darniederlag, nahm das Frauenturnen einen ungeahnten Aufschwung.

Die volkstümlichen Übungen des Laufs, Sprungs und Wurfs, das Turnspiel, das Wandern gewannen dem Frauenturnen zahlreiche Anhänger. So erbrachte die Bestandserhebung der Deutschen Turnerschaft vom 1. Januar 1925 die Riesenzahl von 160 667 Turnerinnen über 14 Jahren in der Deutschen Turnerschaft, denen sich noch 134 179 Mädchen unter 14 Jahren zugesellten, das sind rund 17 000 bzw. 12 000 mehr wie im Vorjahr. Die größte Zahl von Frauen hatten der Mtv. München mit 869, der Sv. Vorwärts Breslau mit 695, der Allg. Sv. Leipzig mit 534 und die Hamburger Tsch. 1816 mit 514. Bezüglich der Zahl der Mädchen stehen an der Spitze der Sv. Hamburg-Elmsbüttel mit 864, die Hamburger Tsch. 1816 mit 862, der Sv. Dresden-Neustadt mit 840, der Mtv. Lüneburg mit 756 und die Berliner Tsch. mit 733.

Wohl auf keinem Gebiete der Leibesübungen gärt und brodelte es zur Zeit so sehr, wie im Frauenturnen. Es besteht der Wunsch und das Verlangen, neue Betriebsformen zu finden und vor allem solche, die der weiblichen Eigenart entsprechen. Daß die verschiedenen Versuche, das Wertvolle aus den Gymnastik- und rhythmischen Systemen der Neuzeit auch dem Frauenturnen dienstbar zu machen, daher die Gründungen von bedeutsamen und sehr wertvollen Musterschulen, durch die das Frauenturnen in hohem Maße gefördert wird. Wir nennen hier nur die Leipziger Musterschule unter Leitung von Direktor Groh, die Hannoversche Musterschule unter Loges und die Lüneburger Musterschule unter Freyse, neben denen aber noch viele andere stehen, die wertvolle Pionierarbeit für das deutsche Frauenturnen leisten. Auch der Frauenturnauschuß der Deutschen Turnerschaft, der dem Frauenturnwart Stadturnrat Brodersen (Riel) untersteht, arbeitet mit Nachdruck für die Ausgestaltung des Frauenturnens im neuzeitlichen Sinne.

Aus deutschen Sportquartieren

Fußball. Der deutsche Fußballsport kann mit berechtigtem Stolz auf seine Entwicklung zurückblicken. Das in den ersten Oktobertagen in Leipzig gefeierte 25jährige Jubiläum des Deutschen Fußball-Bundes hat einen wahrhaft glänzenden Verlauf genommen. Der DFB. ist mit seinen 900 000 Mitgliedern heute eine der mächtigsten, vielleicht die größte Sportorganisation der Welt. Zu dieser Mitgliederzahl sind noch die ungezählten Tausende hinzuzurechnen, die Sonntag für Sonntag die Spielplätze besuchen. Der Fußball kann daher mit vollem Recht als deutscher Volkssport angesprochen werden.

Der sportliche Teil der Veranstaltungen brachte die Kämpfe der Landesverbände um den Jubiläumspokal. Da Westdeutschland, Norddeutschland und der Baltische Verband in der Vorrunde ausgeschieden waren, kämpften Süddeutschland, Mitteldeutschland und Südostdeutschland um den Sieg. Die ausgetragenen Kämpfe brachten hervorragenden Sport. Im Endkampf gewann Süddeutschland gegen Mitteldeutschland 2 : 1 (0 : 1). Der Süden hatte vorher die Berliner Mannschaft mit 7 : 0 überspielt. Mitteldeutschland sicherte sich die Anwartschaft zur Teilnahme am Schlussspiel durch einen 9 : 0-Sieg über Südostdeutschland.

Die DFB.-Festtage sind verrauscht. Der Deutsche Fußball-Bund geht in einen zweiten großen Abschnitt. Ungezählte, unermüdete Helfer sind tätig, den Fußballsport zu noch größerem Aufstieg zu führen. Daß der Weg auch weiterhin aufwärts führen wird, daran ist nicht zu zweifeln.

Im übrigen haben in den sieben Landesverbänden des DFB. die Meisterschaftsspiele mit Macht eingesetzt. Sonntag für Sonntag kämpfen ungezählte Mannschaften um die Punkte, deren Besitz ihrem

Verein Ehre und Ansehen verschafft. Ebenso mannigfaltig wie die Zahl der Teilnehmer an den Meisterschaftsspielen sind auch die Wünsche, die Hoffnungen und Befürchtungen. Jeder möchte gern der Erste in seinem Kreise, und sei dieser noch so klein, sein und niemand will seinen Platz mit einem schlechteren vertauschen. Aber wie einer der Erste sein muß, muß auch einer der Letzte seiner Klasse werden, und diesen Letzten heißen zwar nicht die Hunde, wohl aber winkt ihm der Abstieg in die nächst niedere Klasse. Das bedeutet nicht nur Minderung des sportlichen Ansehens, sondern auch materiellen Verlust. Und der Wiederaufstieg ist nicht so leicht wie man glaubt. So hat Manchester City, einer der reichsten Fußballklubs Englands, trotz der verzweifeltsten Anstrengungen vier Jahre um den Wiederaufstieg in die 1. englische Liga gekämpft. Immer wieder fehlten einige der berichtigten Punkte und an ihrem Fehlen gingen schließlich alle Bemühungen eines ganzen Jahres zugrunde. Auch aus dem deutschen Fußball könnte man eine ganze Reihe gleicher und ähnlicher Beispiele anführen. Genannt sei nur ein einziger Name, der des hochberühmten Karlsruher F. V. Darum gilt es jetzt schon, zu Beginn der Saison, wo noch nichts entschieden ist, alle Kräfte zusammenzureißen. Was heute nicht getan ist, kann sich im Endspurt des kommenden Frühlinges bitter rächen.

Aber die Meisterfrage läßt sich natürlich heute schon ebenjowenig sagen wie über die Abstiegskandidaten. In den meisten Bezirken liegen die Vereine bereits in Front, die sich seit Jahren schon den Meistertitel erkämpfen. Und da die Tradition im Fußballsport immerhin etwas bedeutet, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß sich in den Endspielen um die deutsche Meisterschaft 1925/26 wieder einmal mehr alte, gute Bekannte begegnen.

Leichtathletik. In San Franzisko erzielte der Finne Myrrhä, der Pariser Olympia-Sieger im Speerwerfen, einen neuen Weltrekord. Er warf den Speer 68,55 m weit und verbesserte dadurch die ihm selbst mit 67,04 m gehörende Weltbestleistung um mehr als 1 1/2 m.

In Deutschland brachte der Monat September die letzten großen leichtathletischen Wettbewerbe, die den treffenden Beweis dafür erbrachten, daß die deutsche Leichtathletik den Kampf mit erster internationaler Klasse nicht zu scheuen braucht. In den Sprintstrecken besaßen wir neben Houben in Corts, Büchner, Körnig, Wege usw. starke Waffen. In den Mittelstrecken brauchen Welker, der in Düsseldorf den Amerikaner Stevenson in neuer Weltrekordzeit über 500 m schlug, und Böcher, der in Magdeburg Dodge (Amerika) über 800 m ebenfalls in guter Zeit bezwingen konnte, keinen Gegner auf dem Kontinent zu fürchten. Dazu kommt noch eine ganze Reihe von Leuten, die den Durchschnitt überragen. Auch im Hürdenlauf stellt Trobach erste internationale Klasse dar, dagegen sind unsere Leistungen in den Wurf- und Sprungkonkurrenzen, an internationalem Maßstab gemessen, noch nicht sonderlich weit vorgeschritten.

Der Titel des deutschen Zehnkampfmeisters fiel an den mehrfachen Sieger früherer Jahre, Holz (Charlottenburg), der mit ziemlicher Sicherheit gegen Schnurr (Steglitz) gewann. Das Punkterhältnis ergibt folgendes Resultat: 1. Holz (Brandenburg, Berlin) 559 P., 2. Schnurr (Steglitz) 529 P., 3. Leppke (Siemens, Berlin) 503 P.

Die Deutsche Sport-Behörde für Leichtathletik brachte in Leipzig ihre Frauen-Meisterschaften zur Durchführung. Zu den Wettbewerben waren aus allen Teilen des Reiches die Besten herbeigezogen. Bis auf zwei Wettbewerbe gab es durchweg neue Meisterinnen. Frä. Haux, die 100-m-Siegerin des Vorjahres, schied bereits im Vorlauf aus, während Frä. Hennoch, die im vergangenen Jahre drei Meisterschaften gewonnen hatte, diesmal nur das Kugelschießen für sich entscheiden konnte. Ergebnisse: 100-m-Lauf: 1. Gütschow (Dresden) 12,8 Sek., 2. Wittmann (Berlin) 12,9 Sek.; Hochsprung: 1. v. Bredow (Brandenburg) 1,45 m, 2. Schmidt (Leipzig) 1,45 m (durch Stehen entschieden); Weitsprung: 1. Hassenbacher (Charlottenburg) 5,10 m, 2. Pötting (Berlin) 5,05 m; Speerwerfen: 1. Niewe (Charlottenburg) 28,92 m, 2. Wittmann (Berlin) 26,40 m; Diskuswerfen: 1. Reiter (Frankfurt) 25,65 m, 2. Hennoch (Berlin) 25,14 m; Kugelschießen: 1. Hennoch (Berlin) 10,91 m, 2. Jäde (Magdeburg) 10,65 m; 4-mal-100-m-Staffel: 1. Berliner Sport-Club 53,3 Sek., 2. Dresdensia Dresden 53,4 Sek.; Dreikampf: 1. Luxem (Eimsbüttel) 197 P., 2. Pahl (Charlottenburg) 176 P.

Schwimmen. Die Sommeraison ist nunmehr abgeschlossen. Die Schwimmer flüchten in die Halle, wo allerdings noch keine Ereignisse von besonderer Bedeutung abgewickelt wurden. Aus ihrem Lager ist die Reise des Hellas Magdeburg durch Ungarn und Oesterreich zu erwähnen, die den deutschen Farben gar manchen Erfolg einbrachte. Die Magdeburger Rademacher, Frölich und Heitmann sowie der Leipziger Heinrich, der auch mit von der Partie war, sind ja in der Lage, sich auch gegen beste internationale Konkurrenz durchzusetzen.

Wassersport. Die Rudersaison ist eigentlich mit der Deutschen Meisterschafts-Regatta beendet. Die Herbstregatten sind letzten Endes nur mehr oder weniger Trostreffen für Mannschaften, die zum ersten Male ins Rennen gehen oder sich bei den großen rudersportlichen Ereignissen der Sommerzeit nicht zu placieren vermochten, und daher von nicht allzu großer Bedeutung. Die Rennrunderer liegen im Winter dem Hallentraining ob oder treiben irgendeinen Ergänzungssport.

Tennissport. Im Mittelpunkt des Interesses stand der Länderkampf Deutschland—Holland, den die Deutschen im Kölner Stadion glatt für sich entschieden. Deutschland siegte mit 25 : 33 Sätzen, 7 : 10 P. und 232 : 291 Spielen. Sonderbar scheint es, daß Deutschland sämtliche Doppelspiele verlor. Zunächst hatte Kreuzer Pech, trotzdem er bei Frau Friedleben beste Unterstützung fand. Dann schienen aber auch die Paare nicht so eingespielt, wie man es sonst gewöhnt ist. Die Holländer waren in diesen Spielen überlegen. Im Einzelspiel lag Deutschlands Stärke.

Hockeysport. Auch die Hockeyvereine sind wieder auf dem grünen Rasen tätig. Man trägt in der Hauptsache Klubkämpfe aus, die beweisen, daß der Hockeysport allmählich in die Masse geht und bereits eine große Zahl aktiver Sportler beschäftigt. Nicht selten treten in solchen Klubkämpfen beiderseits neue Mannschaften auf, so daß in einem einzigen Wettbewerb nicht weniger als 198 Hockeyspieler die Schläger kreuzen. Größere Gesehnisse gab es bisher noch nicht.

Radsport. In Köln fanden die deutschen Amateurmeisterschaften statt, die sowohl über 1 als auch über 25 km dem Kölner Oszmella sichere Siege einbrachten. Die genauen Ergebnisse sind: Meisterschaft von Deutschland über 1 km: Oszmella (Köln), 2. Roshach (Köln), 3. Buschenhagen (Krefeld), 4. Frankenstein (Köln); Meisterschaft von Deutschland über 25 km: Meister: Oszmella (Köln), 2. W. Rausch (Köln), 3. Einsiedel (Dresden), 4. Vennetohl (Hannover).

Auch der Radsport zieht sich allmählich in die Halle zurück. Den deutschen Rennfahrern ist auf vier Winterbahnen Gelegenheit zur Betätigung gegeben. Neben den bisher bestehenden Velodroms in Berlin (zwei) und Breslau wird in den nächsten Monaten auch in Dortmund eine Winterbahn entstehen, auf der neben den üblichen Sonntagsrennen auch ein Sechstagerennen durchgeführt werden soll.

Flugsport. Der deutsche Segelflieger Schulz stellte beim Segelflug-Wettbewerb in der Krim einen neuen Weltrekord auf, indem er 12 Std. 6 Min. 25 Sek. in Höhen bis zu 400 m in der Luft blieb. Er landete bei voller Finsternis. Der deutsche Flieger Hisselbach verbesserte ebenfalls einen bestehenden Weltrekord. Die Dauer seines Segelflugs, den er mit einem Passagier unternahm, betrug 5 Std. 40 Min. Auch der deutsche Segelflieger Nehring brach in der Krim eine Weltbestleistung. Er brachte den Strecken-Flugrekord auf 24,4 km.

Boksen. Den Höhepunkt der Ereignisse bildete der Titelfkampf um die deutsche Schwergewichts-Meisterschaft zwischen Samson-Körner und Breitensträter. Breitensträter vermochte in einem ungeheuer spannenden 15-Rundenkampf Körner den Meistertitel, den dieser ihm im Vorjahre geraubt hatte, wieder nach Punkten zu entreißen.

Die Internationale Box-Union hat den bereits abgeschlossenen Kampf zwischen dem deutschen Halbschwergewichtsmeister Paul Samson-Körner und dem Europameister dieser Klasse, Clement (Schweiz), offiziell als Titelfkampf anerkannt. Die von der internationalen Behörde geforderten Bedingungen sind lediglich Formalitäten und dürften von Samson leicht erfüllt werden. U. a. muß sich dieser verpflichten, im Siegesfalle gegen den Holländer van t'Hof anzutreten. Der Kampf Clement—Samson wird im November in Berlin stattfinden.

Paolino, der spanische Schwergewichtsmeister, wird im November in Berlin gegen Hans Breitensträter antreten. Da der Spanier nach seinem Siege über den Engländer Phil Scott den Europameister Erminio Spalla zum Titelfkampf herausgefordert hat, bemüht man sich darum, daß das Berliner Zusammentreffen von der Internationalen Box-Union als letzte Ausscheidung um die Europameisterschaft anerkannt wird. Es sind Ausichten vorhanden, daß diese Schritte von Erfolg gekrönt werden. Gegen den „baskischen Holzfäller“, wie der rücksichtslose Fighter Paolino im Volksmunde heißt, hat Breitensträter keine schlechten Ausichten. Der Spanier erlag George Coot zweimal nach Punkten, schlug Humbed nach Punkten und bezwang Frank Goddard entscheidend. In dieser Elle gemessen stehen also Breitensträters Chancen nicht schlecht.

Autosport. Bei der Preisverteilung an die Sieger der großen russischen Autoprüfungsfahrt Leningrad—Tiflis—Leningrad wurde der Staatspreis für die besten Gesamtqualitäten in der ersten Gruppe Mercedes, in der zweiten Buick, in der dritten Steyr zugesprochen. Mercedes erhielt fernerhin den Staatspreis für Lastautos. Den Sparfamkeitspreis der ersten Gruppe erhielt Fiat, den der zweiten Benz und den dritten Praha. Den Konstruktionspreis der ersten Gruppe errang Studebaker, den der zweiten Benz und den dritten Austro-Daimler. Den Staatspreis für Autobusse gewann Mannesmann-Mulag. Somit haben die deutschen Wagen, insbesondere Mercedes, die wichtigsten Preise erhalten. Auch die österreichischen Wagen schnitten gut ab, während die amerikanischen erst an dritter Stelle rangieren. Den mit Preisen ausgezeichneten Firmen wurden Staatsaufträge erteilt.

Auf der Mailänder Automobilrennbahn gelangte der Große Preis von Italien für Automobile über eine Strecke von 800 km zur Entscheidung. Der mit Interesse erwartete Start der aus Amerika entsandten Duesenberg-Wagen endete mit einer Niederlage dieser Marke, die nur auf den vierten Platz gelangen konnte. Das Rennen wurde von Brill-Peri auf Alfa-Romeo in der Zeit von 5 : 14 : 33 Std. mit einem Stundenmittel von 152,5 km gewonnen. Zweiter wurde Rampari auf Alfa-Romeo in 5 : 35 : 30 Std. und Dritter Konstantini auf Bugatti in 5 : 44 : 40 Std.

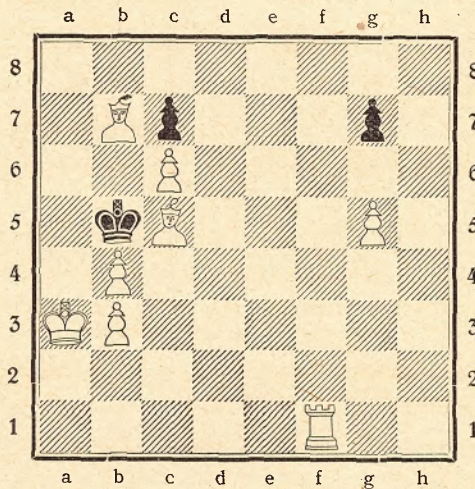
Rätsel

Schachdecke des „Wert“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

Aufgabe Nr. 2

Original von H. Rothe



Stellung der Steine: Weiß: Ka3; Tf1; Lb7, c5; Bb3, b4, c6, g5;
Schwarz: Kb5; Bc7, g7;

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Mit vorstehendem Dreizüger bieten wir unseren Lesern eine der eigenartigen Aufgaben nach indischer Art, die sich leider gar nicht in Deutschland einzubürgern vermögen. Verlangt doch gerade diese Art Aufgaben Schachphantasie und Kombinationstalent, da sie bemerkenswert von der Schablone abweichen. Um einen Lösungswint zu geben, so sei an Figurenverstellung erinnert!

Lösung von Aufgabe Nr. 1

Schachaufgabe

Von W. Rüpper

- Weiß: 1.) Sf7—e5; 1.) Schwarz: Sf3—d4 +
2.) Da7—d4 ♯.
1.) ; 1.) Sf3×Se5.
2.) Sb3—d2 ♯.
1.) 1.) Ke4×Se5
2.) Da7—e7 ♯
1.) 1.) Sf4—e6
2.) Lb1×d3 ♯.

Auflösung der Rätsel in Heft 7

Rätsel

Von J. Wälder, Hülten

Der von Y kommende Zug hängt die letzten 3 Wagen ab und fährt mit der Lokomotive und den ersten 3 Wagen rückwärts in das Nebengleis, worauf dann der X-Zug bis kurz hinter die Weiche des Hauptgleises fährt, die stehengebliebenen 3 Wagen „vorsicherschiebend“. In das nun freigewordene Gleis nach X fährt der mit 3 Wagen ausgestattete Zug aus dem Nebengleis. Sodann setzt der im Gleis nach Y stehende Zug die für X bestimmten 3 Wagen in das Nebengleis und fährt dann mit seinen 6 Wagen nach Y. Hierauf holt die Lokomotive mit den 3 Wagen ihre fehlenden 3 Wagen aus dem Nebengleis und fährt so in normaler Bespannung nach X.

Silbernrätsel

Von J. Pohl, Düsseldorf

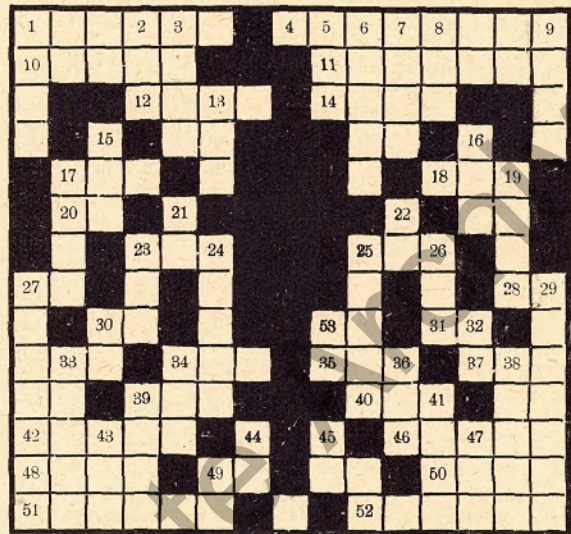
1. Dürer. 2. Euphrat. 3. Mülheim. 4. Frieda. 5. Ruben. 6. Insterburg. 7. Elle. 8. Dudweiler. 9. Linsingen. 10. Strmgard. 11. Eichorie. 12. Hermon. 13. Ebendorf. 14. Reger. 15. Gummi. 16. Egge. 17. Wilfried. 18. Aneide. 19. Häteln.

Das Zitat lautet: Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Richtige Lösungen sandten ein: G. Flechsig, Dortmunder Union; G. Ohlmeier, Dortmunder Union; Friedr. Karlsohn, Dortmund; Arthur Taubhorn, Dortmund; Hermann Bollacke, Dortmund.

Kreuzworträtsel

Von G. Flechsig, Dortmunder Union, Abt. Brückenbau



Senkrecht:

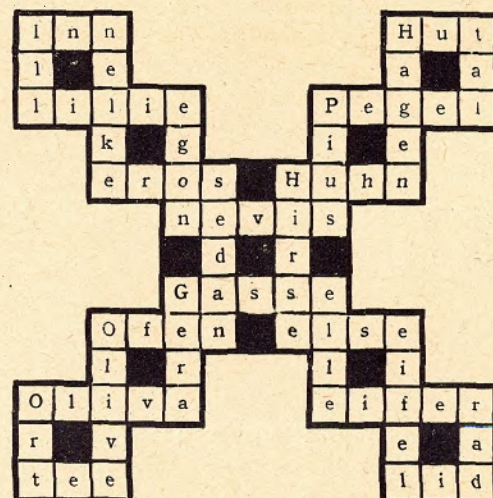
1. Flußübergang. 2. Erhöhter Kirchenraum. 3. Ged. 5. Fluß in der Rheinprovinz. 6. Pyramide. 7. Musikbegleitung bei einem „Hoch“. 8. Geistl. Würdenträger. 9. Landw. Gerät. 13. Ungarischer Herr. 15. Töchter Mensch. 16. Brei. 17. Römischer Kaiser. 19. Angehöriger eines alten Volkstammes. 21. Ausruf. 22. Fluß in Livland. 23. Eine gewisse Menge. 24. Weichselarm. 25. Zeichen des Glaubens. 26. Vorberge. 27. Gute Tat. 29. Deutschlands größter Industrieller. 30. Tonstufe. 32. Fluß in Sibirien. 33. Kopfbedeckung des Papstes. 34. Tonart. 36. Komponist. 38. Heidekraut. 39. Meeresbucht. 41. Haustier. 43. Kleiner Meerbusen. 44. Verhältnisswort. 45. Von drei Seiten umschlossener Raum. 47. Festung in Serbien. 49. Verhältnisswort. 53. Vorsilbe.

Wagerecht:

1. Sehne. 4. Vogel. 10. Großes industrielles Wert Westfalens. 11. Truppenübungsplatz in Süddeutschland. 12. Staatskleid. 14. Erkennungsmerkmal eines unedlen Metalles. 17. Unglück. 18. Teil eines Schiffes. 20. Persönliches Fürwort. 23. Unbestimmtes Fürwort. 25. Pranger. 27. Fragefürwort. 28. Persönliches Fürwort. 30. Spielkarte. 31. Fluß in Sibirien. 34. Teil eines Hauses. 35. Knabe. 37. Verhältnisswort. 39. Eigenschaftswort. 40. Herrscher. 42. Bibl. Berg. 46. Fiebermittel. 48. See in Asien. 49. Verhältnisswort. 50. Göttin. 51. Sturm. 52. Landschaft in Arabien.

Kreuzworträtsel

Von E. Franken, Düsseldorf



Büchermarkt

Die Entwicklung der Eisenindustrie in Düsseldorf. Von Dr. rer. pol. Alex Stüwer, Düsseldorf. Wirtschaftsfragen der Gegenwart. Heft 2. 1925. Deutsche Kunst- u. Verlagsanstalt, G. m. b. H. (Wilh. Walmichrath, Düsseldorf).

Diese von Fleiß und großer Sachkenntnis zeugende Schrift behandelt den Begriff „Düsseldorfer Eisenindustrie“ sehr anziehend und bei aller Kürze ausführlich. Diese Industrie stellt ein besonderes Gebiet dar, da hier weder Eisenerz gefördert noch verhüttet wird.

Hugo Stinnes. Der Mensch, Sein Werk, Sein Wirken. Deutsche Ausgabe des Buches Gaston Raphael: Le Roi de la Ruhr Hugo Stinnes. L'Homme — Son Oeuvre — Son Rôle. Preis in Ganzleinenband 8,— Mk., Halblederband 14,— Mk., Ganzpergamentband 25,— Mk. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61, Großbeerenstr. 17.

Das Thema „Hugo Stinnes“ beschäftigt nicht nur zu Lebzeiten, sondern auch nach dem Tode dieses Mannes die öffentliche Meinung der gesamten Welt in hohem Maße. Hier wird der deutschen Öffentlichkeit das Werk eines vom Forschungsdrang durchdrungenen französischen Volkswirtschaftlers übergeben, das die erste große Geschichte des Lebens und Schaffens Hugo Stinnes' darstellt.

Vom deutschen Standpunkt gesehen, ist mit großer Genugtuung anzuerkennen, wie der Autor sich bemüht, objektiv an diese Aufgabe heranzugehen. Auf Grund eingehenden Quellenstudiums ist es ihm gelungen, ein Bild des Menschen Hugo Stinnes, seines Wertes und seines Wirkens zu geben, wie wir es in dieser Vollständigkeit bisher in der Weltliteratur nicht haben.

Im Vorwort schreibt Gaston Raphael: „Unter den deutschen Industriellen ist unstreitig Hugo Stinnes der hervorragendste. Man erblickt in ihm das Symbol jener Großindustrie, die schon vor dem Kriege stark war, aber seitdem unmäßig angewachsen ist, so daß sie einen magischen Schrecken einflößt. Er symbolisiert ihre Macht und ihre neuen Bestrebungen. Ihn studieren heißt versuchen, die gegenwärtige deutsche Großindustrie und ihre Gesinnung gegenüber Frankreich besser kennen lernen.“

Man wird nicht erstaunt sein, daß wir das Interesse einer Studie über Hugo Stinnes in anderen Dingen sehen als in der Aufzählung seiner Unternehmungen. Das liegt in dem Reiz der seltenen Persönlichkeit dieses Tatmenschen, der in wenigen Jahren die riesigen Teile eines gewaltigen Konzerns zusammenzufügen vermocht hat.

Man wird in diesem Buch auch kaum bekannte Einzelheiten antreffen, die auf eingehende Sachkenntnis schließen lassen.

Die Hauptprobleme der Biologie. (Sammlung Kösel, Band 40.) Von B. Dürken. 25 Abb. im Text. Oktav, 287 Seiten. 3. Auflage. Preis geb. 4,— Mk. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, K.-G., München.

Der Autor verbreitet sich zuerst über die Aufgaben, Arbeitsmethoden und Hilfsmittel der biologischen Forschung, geht sodann von morphologischen, paläontologischen und tiergeographischen Tatsachen zur Zellenlehre über, wobei die Grundercheinungen tierischen Lebens und seiner Hauptentwicklungsstufen besprochen werden.

Der Verfasser versteht es, die neuesten, oft sehr verwickelten Ergebnisse der Forschung gemeinverständlich darzustellen, und jeder wird das Buch mit Genuß lesen. Für den Nichtfachmann ist allerdings die Häufung von Fremdwörtern störend.

Politische Beichte eines deutschen Prinzen. 11. Auflage. Geb. 5,— Mk. Leipzig, Verlag von Theodor Weicher.

„Ich schreibe diese politische Beichte nieder im elften Jahre eines unererblichen Krieges“, sagt der unbekannte Verfasser.

Das Deutschtum, häßt' es andre Feinde nicht
Als äußere — unbeflegbar wär's für immer —
Doch wen verderben will der Himmel, den
verblendet er. Was jammerst du, Germane?
Der schlimmste deiner Feinde bist du selbst! —

„Seit dem 9. November 1918 — dem schwärzesten Tag unserer zweitausendjährigen Geschichte — leben zwei Deutschland gegeneinander: Sie deutsch, da undeutsch. Sie national, da international.“ In diesen Worten liegt der Kernpunkt dieser passenden vaterländischen Darstellung.

Aus den Papieren einer Toten. Roman. Oktav. 400 Seiten. Geheftet 4,— Mk., in Ganzleinen gebunden 6,— Mk. Handgebundener Halblederband 10,— Mk. Gebrüder Paetel, Berlin W 35.

Dieses Buch, aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt, führt uns zunächst nach Hannover in den engen Kreis des Adels, zurück in die Zeit des blinden Königs. Eine harmonische Ehe zerbricht, weil keines von beiden in seinem Stolz gebeugt sein will.

Der zweite Teil enthält Südamerika, Chile, Peru, Argentinien, Gesellschaft und Leben der Eingeborenen, eine herrliche Naturbeschreibung, eine Reise über die Cordilleren und die Tragik einer zusammengebrachten Ehe. Ein Minenunglück bringt den gänzlichen Ruin, dem Einsamkeit und Dunkelheit folgen.

Wilhelm der Zweite. Von Emil Ludwig. 1926. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin. Preis 14,— Mk.

Es kann für alle, die sich ernstlich und unvoreingenommen mit unserer Geschichte und ihren Triebkräften seit der Thronbesteigung Wilhelms II. beschäftigt haben, keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser ein Verhängnis für Deutschland gewesen ist. Zu einem einigen, mächtigen Staat geworden, dessen Wohlstand und Einfluß auf allen Gebieten in stetem Wachstum begriffen war, mußte unser Land, das man in seiner früheren ohnmächtigen Zerrissenheit nur mit einem gewissen herablassenden Mitleid zu betrachten gewohnt gewesen war, naturgemäß den Neid, die Eifersucht und den Haß der umliegenden Staaten erwecken. In seiner Lage im Herzen Europas, rundum von Feinden und Mißgünstigen eingeschlossen, hätte es eines starken, entschlossenen, klugen Führers bedurft, der zwar nicht unbedingt ein Übermensch zu sein brauchte, der aber außer den für einen Kaiser notwendigen körperlichen Eigenschaften dennoch über ein gewisses Maß von Fähigkeiten, über Einsicht, Besonnenheit, Lebensklugheit, Entscheidungsfähigkeit und staatsmännische Gewandtheit verfügen mußte. Statt dessen stellte das Schicksal an diesen schwierigen und verantwortungsvollen Posten einen jungen Mann von körperlicher Unvollkommenheit und von weiterwerdendem Geist, der unberechenbar in seinen Gedankengängen war. Ludwig schildert uns unter Zuhilfenahme eines überaus reichen Quellenstoffes glänzend und anschaulich, wie sich der angeborene Hang des zum Offizier oder gar zum Helden völlig ungeeigneten Kaisers zum Theatralischen schließlich zu einem maßlosen, jede Vernunft übersteigenden Selbstbewußtsein entwickelte. Weiterhin zeigt er, daß diese für unser Vaterland in ihren Folgen so verhängnisvolle Entwicklung zum großen Teil dem verderblichen Einfluß eines Kreises weiblich empfindender Männer zuzuschreiben war. Eine bunte Reihe dieser Männer zieht unter geschickter Regie wie auf der Schaubühne an uns vorüber, aber die Darstellung Ludwigs ist in ihrer Gesamtheit trotz ihrer Richtigkeit in den Einzelheiten falsch und durchaus parteilich gefärbt. Sie wird sogar unwahr und gefährlich, denn die Halbwahrheit ist überall deshalb so schlimm, weil sie den Schein der Wahrheit erwecken kann. Nach seiner Darstellung haben einzig und allein der Kaiser und seine soeben genannte Umgebung den Weltkrieg herbeigeführt, und er unterläßt es aus Parteilichkeit, dem Leser einen ziemlich großen Kreis von Persönlichkeiten aus einer anderen Gesellschaftsschicht vorzuführen, dessen Einfluß, gelinde gesagt, nicht minder bedenklich war. Ganz offenbar gehört der Verfasser zu den Wissenden, und kann es ihm nicht verborgen geblieben sein, daß der Überfall auf Deutschland schon lange vor der Thronbesteigung Wilhelms II. beschlossen war und auf der ganzen Welt mit allen erdenklichen Mitteln vorbereitet wurde. Gerade so wie Ludwig die Wirkung der körperlichen Unvollkommenheit des Kaisers maßlos übertreibt, ebenso übertreibt er auch dessen Schuld am Kriege, dessen Ausbruch er allenfalls beschleunigt hat. Die Beurteilung Friedrichs des Großen ist ebenfalls vollständig abwegig und willkürlich; sie stellt einen Versuch dar, das Bild des großen Königs zu verdunkeln. Der Abstand, der uns von diesen Ereignissen trennt, ist noch zu kurz, als daß sich aus allen widerstreitenden Meinungen ein völlig klares Bild herauschälen könnte, und wir halten das Buch für eine Erscheinung, die nicht geeignet ist, das Ansehen des Deutschtums zu fördern.

Die Heimat. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde in Krefeld. Herausgegeben im Auftrag des Vereins von Prof. Dr. Rembert.

Immer wieder von neuem erfreuen uns diese Hefte durch ihren reichen und gediegenen Inhalt und die schöne Ausstattung.

Der Arbeitslöwe. Von Werner Türk. Arta Verlag G.m.b.H., Berlin.

Mit dieser Erzählung hat sich der Verfasser, der bisher unbekannte Werner Türk, ausgezeichnet eingeführt. Schlicht erzählt er, aber in kraftvoller und durchaus persönlich gefärbter, dabei dem Gefühlswert des Geschehens angepaßter Sprache. Gradlinig baut sich die Erzählung auf, nichts Nebensächliches lenkt ab, nichts Ausschmückendes und für die Entwicklung Überflüssiges hält auf. Und was er erzählt, ist aus tiefer Anschauung gespeist, ist erlebt. So der Lebenslauf dieses Maurers und Holzfallers Max Manke, seine Stellung zu Weib und Umwelt, so dieser durchaus nicht alltägliche, eine eigenpersönliche Schöpfung darstellende Maurer Manke selbst. In dieser Gestalt, die wurzelecht, saft- und blutvoll dasteht, in jeder Faser, jeder äußeren Bewegung und inneren Regung, jedem Wort lebt, liegt vor allem der Reiz dieser Erzählung. Sie zeugt für das nicht gewöhnliche Können des Verfassers. Sein Erfassen und Erleben der Gegenwart und sie bewegenden Fragen, soziales und allgemein menschliches Empfinden, sowie starke Gestaltungskraft verratendes Buch berechtigt zu nicht geringen Hoffnungen.

„Alle der Zwerg“. Roman von Vicki Baum. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

In ihrem neuen Roman zeigt Vicki Baum wieder einmal, daß sie nicht nur eine glänzende Stilistin, eine Meisterin des Wortes und der farbglühenden Schilderung, sondern auch eine Kennerin und Gestalterin menschlichen Lebens und menschlichen Leides, eine Menschenbeobachterin von Schärfe, aber auch von Gefühl ist. In ihrem Zwerg Alle bietet sie das Bild des tragischen Menschen, der seine Sphäre, die ihm angeborene Umwelt verlassen hat und der im Zusammenprall mit der grausamen Welt einer anderen Sphäre erkennen muß, daß er unter all den Menschen, mit denen ihn sein neues Leben zusammenführt, allein, grauenhaft allein ist, der an dieser Erkenntnis fast zerbricht, sich aber dann doch zu der Einsicht durchringt: Es hat alles seine Ordnung! In bunten und fatten Farben rauscht das Leben in seiner Vielheit hier vorüber, aber durch die farbige Lust schimmert der düstere Untergrund des Lebens überhaupt. Von ihm hat Vicki Baum ein Bild gezeichnet, das stark und tief gesehen ist, das ergreift und erschüttert und die Hand einer Dichterin verrät!

Dr. H. S.



Schwarzp.



G. G. Op. 2.1.15.

*L. G.
dem Schiffschler
Gunn v. Weck
Schiffschler
v. Weck
Schiffschler
v. Weck*

Düsseldorf Rhein.

Kronprinzen = Nr. 19.

*Wiederstand für
die Unternehmung
des Schiffschlers auf
beim der Ableitung
von Weck
2. Aufstellung und
F. H.
von Schiffschler*

Inhaltsverzeichnis.

Heft 8 (V. Jahrgang, November 1925): Union-Stahlriemenscheiben. Von Ing. Richard Rotter. II. S. 1 bis 3. Mit 1 Seite Abb. — Die Braunkohle, ihre Entstehung, Gewinnung und Verwertung. Von Dipl.-Ing. G. Hoffmann. II. Mit 4 Abb. S. 3 bis 8. — Die sozialen Verhältnisse im Berg- und Hüttenwesen von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhundert. Von Cl. Böhm, Düsseldorf. S. 8 bis 11. — Herbst an der Wupper (bei Beyenburg). Bild. Aufnahme von Hofphotograph Jul. Söhn in Düsseldorf. — Die Frühgeschichte der Menschheit. Von Prof. Dr. Ernst Schulze. S. 18 bis 21. — Burg Reideck. Novelle von Wilh. Heinrich Niehl. S. 22 bis 25. — Im Herbst 1775. Gedicht von Goethe. S. 23. — „Allerseelen“, Kunstbeilage, nach einem Gemälde von Alfr. Böhm, Düsseldorf, Photographie von Jul. Söhn. S. 24 u. 25. — Einige Deutsche. Gedicht. S. 25. — Theater, Kunst und Wissenschaft: Düsseldorf. S. 26 u. 27. —

Dortmund. S. 28. — Dreistädtheater. S. 28 u. 29. — Nikolaus Lenau. Bild. S. 26. — Ernst Moritz Arndt. Bild. S. 27. — Werdohl, Bildungsausschuß. S. 29. — Jugendbewegung und Musikpflege. S. 29 bis 31. — Neuz, der Kampf vor 450 Jahren. Mit 5 Abb. S. 31 u. 32. — Technik und Sprache. Von Hermann Zimmermann. S. 32. — Sinnpruch. S. 32. — Das Martinsfest am Niederrhein. Von E. v. Weckus. Mit 1 Abb. S. 33. — Gesolei. S. 34. — Technische Gedenktage. Mit Bild Friedrichs des Großen. S. 35. — Walter Flex. S. 36. — Jean Paul. S. 36. — Conrad Ferd. Meyer. S. 36. — Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. S. 36. — Die Erbschaft von Diedehofe. S. 37 u. 38. — Engelbert der Heilige. Mit 2 Abb. Von Prof. Dr. Franz Bender, Köln. S. 38 bis 40. — Preisabbau. S. 40. — Turnen, Sport, Spiel usw. S. 41 bis 45. — Rätsel. S. 46. — Büchermarkt. S. 47 u. 48. — Hindenburg. Brief an unseren Schriftleiter. S. 48.

Wir gestatten uns, erneut darauf hinzuweisen, daß Mitteilungen jeglicher Art unpersönlich an die Schriftleitung zu richten sind, mit der Anschrift: Düsseldorf, Reichstraße 37/39.

Herausgeber: Siemens-Rheinische-Schuckert-Union, G.m.b.H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: i. V. von Weckus, Düsseldorf. — Verantwortlich für den Sportteil: Heinz Haefss, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schuckert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Heft mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft 0.50 M.) für Heft mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.



Dorfpolitiker
Nach einem Ölgemälde von Wilhelm Leibl